





Art. 10 OTab/TabV

Nuit gravement à la santé. Rauchen gefährdet die Gesundheit. Fumare mette in pericolo la salute.

COVER: KLAUS HENNCH

TITEL

kult®

AUSGABE

NR. 5716, MAI 2004

STICHWORT: ERREGUNG

KONZEPT

SCHRIFTSTELLER

UND FOTOGRAFEN

ERKLÄREN DIE WELT

(TEXTE UND BILDER

ZUR AKTUELLEN WELT

MIT ZEIT UND GEIST)

UMFANG

228 SEITEN

AUFLAGE

35 000

LESERSCHAFT

VGL. MACH-BASIC 2003

VERTRIEB

KOSTENLOS ERHÄLTICH

AN DEN HOT-SPOTS

URBANEN KONSUMVERHALTENS

IN DEN STÄDTEN ZÜRICH, BERN,

BASEL, LUZERN, ST. GALLEN,

WINTERTHUR, HAMBURG, BERLIN

ZUSTÄNDIG FÜR VERTRIEB

SCHWEIZ:

KULT OUTLET-SERVICES

PETER ZANOL

TELEFON +41 78 661 51 50

HAMBURG:

KULT HAMBURG

STADTHALTER:

ULI LION

TELEFON: +49 172 690 22 27

BERLIN:

KULT BERLIN

STADTHALTER:

MÜLLERS BÜRO

TELEFON: +49 173 60 20 230

ABOS

CHF 90.- PRO JAHR

FÜR 10 AUSGABEN

TELEFON +41 71 844 91 61

ODER: ABO@KULTMAGAZIN.CH

HERAUSGEBER

RAINER KUHN

FÜR KULTPRODUCTIONS GMBH

CHEF-REDAKTION

SIBYLLE BERG

FÜR KULTPRODUCTIONS GMBH

BILD-DIREKTION

SHAMIR YANAY

FÜR KULTPRODUCTIONS GMBH

PRODUKTION

FREDY HERITSCH

FÜR KULTPRODUCTIONS GMBH

KORRESPONDENZADRESSE

KULTPRODUCTIONS GMBH

BÜRO WINTERTHUR

METZGASSE 4

CH-8400 WINTERTHUR

TELEFON +41 52 202 53 46

TELEFAX +41 52 202 53 47

ISDN (LEONAR.) +41 52 202 59 64

OFFICE@KULTMAGAZIN.CH

HOMEPAGE

ALLE AUSGABEN ALS

GRATIS-DOWNLOAD UNTER

WWW.KULTMAGAZIN.CH

ANZEIGENVERKAUF

MEDIABOX PRINT GMBH

SANDRO PROIETTO

STAFFELSTRASSE 10

CH-8045 ZÜRICH

TELEFON: +41 1 205 50 20

TELEFAX: +41 1 205 50 21

PROIETTO@MEDIABOX.CH

kult-texte

SIBYLLE BERG

ALS ICH REICH WAR

HENRYK M. BRODER

DEM PETER SEINE FREUNDE ERREGEN SICH

ELSE BUSCHHEUER

ERREGUNG ALS ALTERNATIVE ENERGIEQUELLE

WIGLAF DROSTE

BIN KEIN JUSO, BIN KEIN JESUS

VIOLA ROGGENKAMP

SEKUNDENDRAMA DER ERREGUNG

FERIDUN ZAIMOGLU

DER GARTEN DER LUST

DORIT RABINYAH

HASSAN EVERYWHERE

JUDITH HERMANN

DAS BESTEHT DOCH ALLES AUS SILICIUM

NORA

MAIL VON NORA

SIMONE MEIER

RENÉE ZELLWEGER

MORITZ RINKE

WIE EINE DEUTSCHE SEX-IKONE MEIN STÜCK SPIELTE UND NACH

15 MINUTEN DAS PUBLIKUM WEG WAR

FRANK BISCHOF

SELBST

PETER LAU

IM GEHÖLZ: TEIL 2, KAPITEL 5

FRANK BODIN

ESSENZIALISMUS, FOLGE 20

kult-bilder

NOELLE HOEPPE

EXCITATION

SEIICHI FURUYA

ALIVE

GREG GORMAN

ANTON

KLAUS HENNCH

SEIT 1955

kult-architektur

RICHTER ET DAHL ROCHA

ARCHITECTS

KULT-SPECIAL

FUGE + HGKZ

KUNST IN ZEITEN DES ÜBERGANGS

kult-rezept

JACKY DONATZ

4-GANG-MENÜ ZUM SAMMELN, ILLUSTRIERT VON DIMITRI HORTA

TEIL 4/4: DIE NACHSPEISSE

kult-people

NADJA SCHILDKNECHT

TIM RICE, JAMIE CULLUM, CHRISTIAN MÖHR, DIANA KRALL,

NADJA NUFER, BETTY LEGLER, ZUCCHERO, VERENA GREUSSING

ANJA SUN SUKO

kult-locations

PETER ZANOL

DIE HOT-SPOTS URBANEN KONSUMVERHALTENS



SIBYLLE BERG



Als ich reich war

(Lesezeit: ca. 2'38)

Über Nacht war ich reich geworden. Eines meiner Bücher hatte sich innerhalb einer Woche einige Millionen Mal verkauft. Das hatten bis dahin nur Herr Cohelo geschafft. Die Bibel. Hitler. Naja, vielleicht noch bloody Hera..., sagte mein Verleger, schickte mir einen Strauss roter Rosen und Champagner. Ich aß das auf und dachte über die Ursache meines plötzlichen Erfolges nach.

Da war es zu spüren, das Ende der Spaßgesellschaft. Die kleine Fangemeinde der suizidal veranlagten jungen Menschen, die mich bis anhin lasen, um sich danach die Lampe auszublasen, war auf 40 Millionen angewachsen. Nach den EREIGNISSEN. EREIGNISSEN. EREIGNISSEN. Keinen Spaß mehr am Spaß, die Leute – weltweit. Übersetzungen in 35 Sprachen und so weiter. Und natürlich sehr viele Selbstmorde, doch das war mir egal.

Aus einer Ecke meines Zimmers schnurrte es. Das Faxgerät, aus dem ständig neue Meldungen, meinen Kontostand betreffend, eingingen. Gerade waren es 60 Millionen. Euro. Klar. Der Morgen des

Tages, an dem ich reich geworden war, ein sonniger. Die Welt also ohne Spaß, weil sie doch innehielt gerade und kollektiv den Spaß ausschloss, weil alle Menschen am Studieren waren, ihre Konten bei Schweinebanken auflösten, ihre Aktien verbrannten und die Hälfte ihres Besitzes spendeten. Kaum jemand hatte mehr Lust, reich zu sein, auf Motorjachten rumzudümpeln, sich den Busen liften zu lassen (echt, das mach ich nur für mich) und auch alle jungen Menschen wollten nicht mehr Modell oder Moderator oder irgendwas mit Medien werden. Arzt wollten sie sein, Brückenbauer, Ökonom, um die Welt wieder in den Griff zu bekommen. Auch die Kunstszene hatte sich sehr verändert. Nix mehr mit jungen Menschen, die einzig aus der Kraft ihrer Langeweile schöpften, denn hey – Langeweile gab es nicht mehr. Krieg herrscht und alle hatten Freude daran, also, so tiefe Freude, so eine Hab-ich-es-nicht-immer-geahnt-Freude. Geahnt, dass es so nicht weitergehen konnte, in egomanischen Kreisen um sich selbst, denn da ist auch nicht so viel los, und so fad das Leben und wogegen kämpfen und alle gutaussehend und endlich ein Krieg, ein Krieg, hurra

ein Krieg, da geht was, da gibt es vielleicht eine Seuche oder was zieht man da nur an? Ich dachte: Alle Wetter, 60 Millionen und reich sein ist gerade sehr out. Spaß auch. Was mach ich denn jetzt mit dem Zeug?

Ich rief einen Finanzberater an, der gerade auf dem Fensterbrett stand, um sich in die Tiefe fallen zu lassen. Davon wollte ich ihn wirklich nicht abhalten. Überall sprangen Finanzberater, Börsenmakler, Daytrader und Konzernchefs aus ihren Büros. Ein guter Tag zum Sterben, der Tag, an dem die Menschen ernst geworden waren, an dem sie ihre Werte überdachten. Nur half mir das nichts, denn ich hatte 60 Millionen und war bisher noch nie reich gewesen. Es war eine Erfahrung, die ich unbedingt noch machen musste, ehe ich es dem Finanzberater nachtun wollte.

Ich charterte zuerst ein Flugzeug und lies mich nach Monaco bringen. Oder ist es Monte Carlo, wo all die Leute hocken und sich langweilen?

Ich kaufte mir eine hässliche Penthouse Wohnung und lies sie direkt von einer Ortsansässigen Inneneinrichterin so richtig gestalten. Nach einigen Stunden standen in der ganzen Hütte Säulen und geraffte Tücher an den Fenstern und Glasische und ein Kamin und Polstermöbel mit vergoldeten Tatzen. Das war sehr hübsch, ich stand auf dem Balkon meines neuen Anwesens und beobachtete am Pier, oder wie das heißt, Nadja Auermann, die mit Wolfgang Joop Boccia spielte. Joop war überhaupt nicht geliftet. Er sah aus wie etwas, das man in der Mikrowelle vergessen hatte. Schön, schön dachte ich und ging einkaufen. Ein Paar Stunden lang, ein Taxi fuhr im Schrittempo neben mir und ich füllte es mit all den Dingen, die ein reicher Mensch braucht. Goldene Uhren, Hermes-Koffer, Bubby-Mäntel, Manolo-Blahnik Schuhe und so weiter, Hauptsache fett und teuer. Am Abend zog ich ein Versace-Kostüm an, in dem jede wie eine Edelprostituierte aussieht, auch

Männer, und ging in einen Club essen. Dort waren alle Menschen genauso gekleidet wie ich, auch die Männer und viele Hunde und alle redeten über das Wetter und ihre Jacht und Spaß hatte keiner, die Spassgesellschaft war ja vorbei. Ich aß irgendwas mit Brüstchen und langweilte mich. Am nächsten Tag kaufte ich eine Jacht, lag auf deren Deck und langweilte mich dort. Reich sein, dachte ich, ist eine sehr ehrliche Sache. Man tut nicht mehr, als wär die Bestimmung des Menschen etwas anders als die Langeweile, der Mensch, entbeint, seines überlebenskampfes entledigt, ist die Reinform, der Reiche der Prototyp dessen, was Gott bei der Erschaffung des Lebens vorhatte. Biomasse mit leeren Augen. Ohne Gewissensbisse, ohne Sorgen und gut riechend.

Am Abend des zweiten Tages als reicher Mensch ging ich noch ein wenig auf die Großwildjagd, erledigte Frettchen und Tapire, Löwen und einige Bussarde. Danach aß ich davon und ging ins Kasino um ein paar Tausender zu verspielen.

Ich kaufte mir am selben Abend einen Mann. Er hieß Jérôme und war sechssprachig. Er wollte gerne einen Porsche und es war wahre Liebe. Jérôme war 20 Jahre jünger als ich, also 10. Und auf einmal konnte ich auch nachvollziehen, was all die älteren Herren mit jüngeren Frauen, also Frauen, die ihre Töchter sein könnten, so anfangen. Gespräche. Genau, es geht um Gespräche, um eine Art intellektuelles Zuhause. Ich verstand sie, eigentlich verstand ich die ganze Welt.

Jérôme und ich lagen am dritten Tag meines reichen Lebens zusammen auf dem Deck der Jacht und er ölte meinen Rücken mit einem speziellen Zeug ein, das 400 Dollar gekostet hatte. Das merkte man sofort, den Unterschied. Ich lernte spannende Leute kennen, die von Thyssen und so hießen, die Frauen waren alle blond und hatten den gleichen Operateur wie die Begum und ihre Mutter, den wollte ich auch. Mit meinen neuen

Freunden sprach ich über Friseure und über andere reiche Frauen, wir gingen zusammen zum Bocciaspielen und trafen auf Joop, der echt sehr nett ist, auch intelligent. Ich hatte keinen Spaß. Ich hatte eine Aufgabe. Und das ist, was mich und meine neuen Freunde vom Rest der Welt unterschied. Wir hatten Verantwortung, wir hatten etwas zu verlieren und wir waren unsterblich. Ich fand Gefallen daran, nicht mehr zu lesen, nicht mehr fernzusehen, in keine Ausstellung mehr zu gehen, außer in Monet-Ausstellungen, um da was zu kaufen. Und vielleicht noch Hundertwasser. Den verstand ich.

Ich glaube, Kunst ist heute etwas für den Mittelstand, wenn nicht gar für die Unterschicht. Und die vermengen sich. Zu dem Heer der grauen Mäuse. Die nichts mehr wollen und glauben und vielleicht noch Spaß aber der war jetzt vorbei.

Ich schickte all meine Töchter, die ich in den nächsten Wochen gebar, mir danach die Bauchdecke straffen ließ, in Internate, da sie auf Holzplanken liegen mußten, damit sie demütig werden.

Ich kaufte: mehrere Autos, verschiedene Wohnsitze, die ich von Karl Lagerfeld einrichten ließ, einen Helikopter, die gesamte Prêt-à-Porter Collection aller Modeschöpfer, Golfplätze, Fussballmannschaften, Monets, kosmetische Operationen, eine Nacktstrecke im Playboy, Tischwäsche, Bettwäsche, Charity-Anlässe, Bücher, die mir gewidmet waren, Bilder auf denen ich gemalt war, goldene Ohrstöpsel, Gucci-Schlafbrillen, Gewehre und Munition. Damit fing ich an herumzuballern. Erst nur so. Die Börsenheinis waren ja leider alle aus den Fenstern gesprungen, weil keiner mehr Börse wollte und Spaß, aber es gab noch genug zu tun.



HENRYK M. BRODER



Dem Peter seine Freunde erregen sich

(Lesezeit: ca. 4'15)

Das Schöne an Peter Scholl-Latour ist, dass er berechenbar ist. In seinen Filmen sind die Araber edle Wilde, die Kaffee trinken, Scheschbesch spielen und dabei übers Leben philosophieren, die Amerikaner und die meisten Europäer dagegen dumme Barbaren, die auf ihren globalen Raubzügen eine Schneise der Verwüstung hinterlassen. Und Terroristen, so es sie überhaupt gibt («Was ist schon Al-Kaida?»), reagieren nur auf die Demütigungen, die der arabischen und moslemischen Welt vom Westen zugefügt werden.

Ab und zu kreuzen sich unsere Wege. Zuletzt beim NDR bei «Talk vor Mitternacht». Da sollten wir uns über Mel Gibson, die Passion Christi und die Gewalt als solche unterhalten. Mit von der Partie waren noch ein Bischof (sehr nett), eine Islam-Wissenschaftlerin (sehr lieb) und eine amerikanische Journalistin (sehr anti-Bush). Die Moderatorin war sehr attraktiv, aber ohne einen Teleprompter ziemlich überfordert. Sie hielt sich an ihren Karteikarten fest, und wenn sie mal ein Zitat nicht finden konnte, gab es eine Pause, die lang genug für einen IKEA-Spot gewesen wäre. Schon

beim Betreten des Studios ahnte ich, dass es keine lustige Stunde werden würde. Da saßen Menschen mit grauen Haaren, grauen Gesichtern und grauen Schuhen, wie ich sie zuletzt bei einem Vortrag von Erich von Däniken gesehen hatte. Oder war es beim letzten ARD-Volksmusikabend mit Günter Emmerlich und Norbert Blüm als Moderatoren?

Kaum hatte die Sendung begonnen, drohte PSL damit, er würde das Studio verlassen, wenn die Moderatorin über Gibson und seinen Film reden lassen würde, er wollte lieber über Scheich Jassin reden, der kurz zuvor mit israelischer Hilfe ins Paradies befördert worden war. Und so gings weiter: PSL bestimmte, worüber geredet wurde, und er redete, worüber er mit sich diskutieren wollte. Irgendwann kam ich dann aber doch mal zu Wort und nutzte die Gelegenheit, um zu sagen, dass Norbert Blüm und PSL die besten Beispiele dafür wären, dass man das Rentenalter ernst nehmen sollte.

Im Studio gab es ein einstimmiges BUUUH, ich hatte offenbar die offene Wunde vieler Gäste

Sonnenstürme legen regelmässig Kommunikationssysteme lahm.

DNS-Analysen beweisen: bei den angeblich treuen Kohlmeisen geht jedes vierte Weibchen fremd.

In der Kunst feiert die gegenständliche Malerei ihr Comeback.

Mit Superpuma-Helikoptern zählt die Schweizer Armee die Hasenpopulation.

Über 200 000 Kinder leben in der Schweiz in Armut.

In den ersten drei Lebensjahren kostet ein Kind seine Eltern 45 000 Franken.

Im Jahr 2025 können nur noch 2,6 Berufstätige für einen Rentner aufkommen.

In der Schweiz hat jedes fünfte Schulkind Übergewicht.

FACTS
DAS SCHWEIZER NACHRICHTENMAGAZIN

WISSEN, WAS ZÄHLT.

getroffen, die für die Sendung frei bekommen hatten. Die Leute erregten sich, als hätten sie zum Nachtisch keinen Pudding bekommen. Seltsam, dachte ich, einerseits sind sie dafür, das Rentenalter zu senken, andererseits ticken sie aus, wenn es um einen 80-jährigen geht, der es zu Hause nicht aushält. Später im Hotel machte ich noch mal meinen Laptop an. Nein, Mel Gibson hatte sich nicht gemeldet, auch der Geist von Scheich Jassin blieb abwesend, dafür aber teilten mir PSL-Fans mit, was sie so nachhaltig erregt hatte. Hier eine kleine Auswahl der schönsten Mails:

Ach ja, Herr Broder, beinahe hätte ich vergessen, was mich hauptsächlich Ihnen gegenüber vorge- stern zur Feder hat greifen lassen: die Terroristen seien nur durch reine Mordlust motiviert... Glück- wunsch, Herr Broder, zu diesem Geistesblitz! Es ist unglaublich: Alles was Sie am Montag in der NDR-Talkshow von sich gegeben haben, ist reine Polemik und könnte inhaltlich von jedem beliebigen Laien und Bürger an irgendeinem Tresen stammen! Für mich sind Sie ein trauriges Beispiel für Menschen, deren Antwort auf die Wieder- sprüche der Welt in einer möglichst festen Gesinnung besteht: man müsse eben nur klar genug benennen, wer Recht hat (gut ist), müsse Wahrheiten aussprechen. Sie und ähnliche Gestalten, ausgerechnet bei den öffentlichen Mei- nungsmachern, tragen immer wieder zur Ver- gröberung dummlichen Ideologisierung öffent- licher Diskurse bei – DAS haben Sie mir und sicher vielen interessierten Medien-Konsumenten angetan! Na denn, Herr Broder, ich bin sehr gespannt auf Ihren nächsten öffentlichen Erguß!

Sehr geehrter Herr Brodyk

Ich habe lediglich eine grundsätzliche Frage an Sie und gleich eine Anregung: a) Was ist in Ihren Augen «Terror»? Wer sind «die Terroristen»? Oder anders gefragt: Wie würden Sie es beschreiben, wenn jeden Tag tausende von Menschen an Hunger und Krankheit sterben, obwohl dies

durchaus zu vermeiden wäre? Ist das auch nicht eine Form von Terror gegen wehrlose, unschuldige Menschen? Ich habe persönlich nichts gegen eine Portion gesunden Zynismus, den «Mächtigen» gegenüber. Mit Ihrer Einäugigkeit, Ihren banalen Gedanken und Ihrer Fantasielosigkeit kann ich leider Gottes nichts anfangen und Sie tun mir wirklich Leid. Vielleicht sollten Sie sich doch bei dem Herrn Scholl-Latour für die persönliche Beleidigung entschuldigen, denn er, im Gegensatz zu Ihnen, versucht wenigstens die Welt zu verste- hen und es den Menschen differenziert zu erklä- ren, statt nur Schwarz-weiß-Bilder zu malen.

Herr Broder,

in der NDR-Talkshow am 22.3.04 Thema: «Terror- Krieg im Namen des Glaubens», haben Sie sich auf ein unwürdiges Niveau verstiegen, indem Sie Herrn Scholl-Latour in unwürdiger Weise beleidigt haben. Ein solcher anerkannter Experte der welt- weiten politischen Entwicklungen, seit Jahr- zehnten (Asien, Afrika, Europa, Amerika und vor allem des Islam) braucht sich von Ihnen nicht beleidigen lassen. Bei aller Gegensätzlichkeit der Standpunkte, so viel Taktgefühl müsste unter zivi- lisierten Menschen möglich sein. Ihr Hinweis auf das überschrittene Rentenalter von H. Scholl- Latour und dadurch der Versuch, ihm deshalb seine Urteilsfähigkeit abzusprechen, war absolut daneben. Am verwerflichsten finde ich, dass dies kein Ausrutscher aus der Diskussion heraus war, sondern von Ihnen populistisch, berechnend geplant war. Im Verlauf der Diskussion haben Sie Ihre Beleidigung bereits indirekt angedeutet mit dem Satz: «Ich möchte H. Scholl-Latour nicht aus dem Studio treiben, zumindest noch nicht!»

Sehr geehrter Herr Broder!

Ihr «dezent» Jacket von gestern Abend rundete Ihren Auftritt in der Talkrunde ab! Warum spre- chen Sie einem «aufgeschlossenen» Teil unserer Bevölkerung ab, den Grund für die Ereignisse, z.B. des 11. Septembers 2001, hinterfragen zu dürfen?

Sie sprechen von skrupellosen Killern und blutgie- rigen Monstern! Warum versagen Sie uns einfach, ergründen zu wollen, woher dieser grenzenlose Hass stammt? Ich habe die Wiederholung der Sendung heute Morgen gesehen und bin sehr ent- täuscht von Ihnen. Ich finde Ihre Argu- mentationsweise sehr unsachlich und ich finde es überheblich, einen Mann wie Herrn Scholl- Latour in den Ruhestand schicken zu wollen, nur weil Ihnen seine Argumentationsweise nicht gefällt.

Herr Broder,

waren Sie nicht in den 70ern und frühen 80ern ein Linker? Ich bin wirklich entsetzt über Ihr arro- gantes, selbstgefälliges Auftreten. (Eitel waren Sie ja schon immer, aber in Ihrem roten Tuch erschie- nen Sie noch unangenehmer!) Unverschämt war Ihr Ausspruch, ein Mensch in Peter Scholl-Latours Alter solle sich doch zurückziehen und den Mund halten. Respektlos und kennzeichnend für den Zustand dieser Jungenwahngesellschaft. Gerade habe ich Ihren Beitrag in der Diskussion im NDR- Fernsehen (Mo. 22.3. ca. 23.00 Uhr) verfolgt und fand Ihre Bemerkungen gegenüber Dr. Peter Scholl-Latour einfach flegelhaft und unter der Gürtellinie. Ich würde meine Meinung übrigens jetzt auch jedem Christen, Araber, Moslem, Iraki, Deutschen, Hindu oder US-Amerikaner schicken, der sich so benommen hätte.

Abgesehen davon, dass ich Ihre Äußerungen, auch wenn sie einem evangelischen Pfarrer oder einem Kleinbauern aus Georgien gegolten hätten, ebenso entwürdigend finden würde, glaube ich, dass P. Scholl-Latour trotz seinem Greisenalter von 80 Jahren 3 Mal mehr vom Nahen Osten und dem Islam versteht als Sie. Zumindest hatte er bisher immer Recht – und ich fürchte, er wird auch weiterhin Recht behalten.

Hallo Herr Broder,

es ist später Abend des 22. März. 2004, eben ver- folge ich die NDR-Talkshow. Gelegentlich habe ich

schon früher Äußerungen von Ihnen mitbekom- men, bisher hielt ich Sie für einen der differenzier- teren deutschen Publizisten... Die insgesamt däm- lichsten Kommentare der Sendung kamen wirk- lich von Ihnen! Das geht los mit Ihrer kindischen «stars and stripes»-Krawatte bis zu Ihren pein- lichen Angriffen gegen Herrn Scholl-Latour. Sie tragen nichts wirklich Intelligentes zur Diskussion bei, sind nur ein eifriger «Bekenner» (wahrschein- lich auch ein «born again»???), Sie liefern ein ziem- lich substanzloses Pro-USA-Gesabber ähnlich die- ser unsäglichen CDU-Träne Angela Merkel... Sie sollten erst etwas genauer bei Michael Moore, Herrn Todenhöfer, Michael Brökers u.a. nachle- sen, bevor Sie Ihre penälerartige Ami-Begeisterung der Öffentlichkeit zumuten!

Herr Broder!

Ich komme gleich zum Kern. Herr Dr. Peter Scholl- Latour sagte, dass es Terrorismus schon immer gegeben habe, darauf entgegneten Sie diesem, dass Sie soche Aussagen seit dem Abitur hassen und er ein Beispiel dafür sei, dass die Renten- grenze besser eingehalten werde. Sie sind ein rich- tiges Arschloch und ich wünsche Ihnen, daß Sie einer mal mit einem Eisenrohr niederschlägt.

Herr Broder...

Lernen Sie einfach mal zuhören! Ihr Auftritt in der o.g. Sendung treibt einem die Zornesröte ins Gesicht. Sie machen NICHTS ANDERES, als Ihren Gesprächspartnern das Wort im Munde herumzu drehen. Was soll das? Bleiben Sie demnächst zu Hause! SIE HABEN ÜBERHAUPT NICHTS ZU SAGEN! Sie sind nur kontra und nicht produktiv. Solche Leute braucht kein Mensch! Ihr fotogenes Äußeres ist leider kein Garant dafür, dass Ihren Lippen auch nur EIN sinnvoller Satz entfleucht! Ich bin entsetzt, dass Sie immer noch Medien fin- den, die den Blödsinn, den Sie verzapfen, per print oder audio visuell, einem breiten Publikum zugänglich machen. PS Ihr Ausfall gegen das

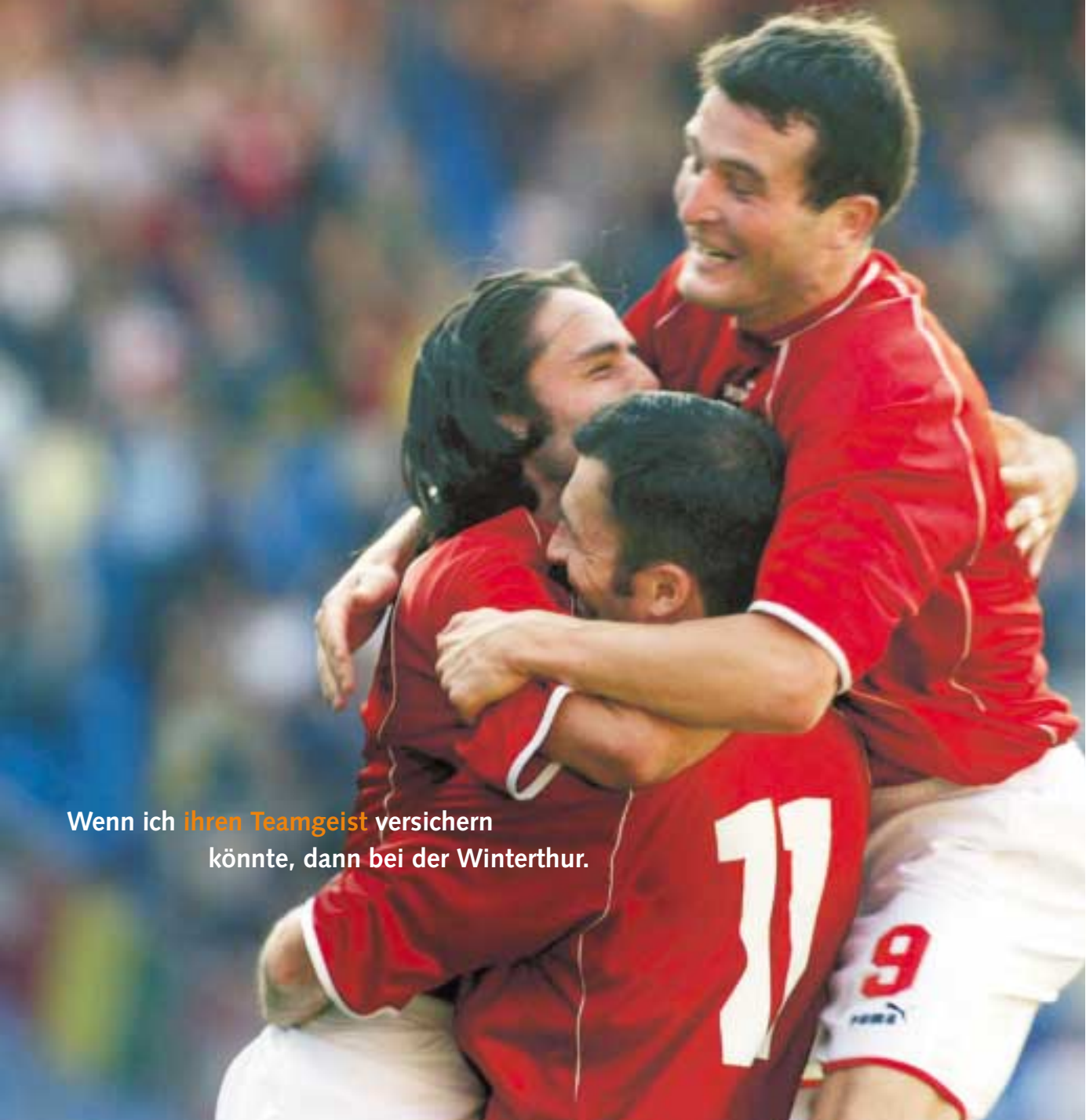
Rentenalter von Herrn Scholl-Latour war nun völlig daneben. Sie wurden zu Recht ausgebuht. Und meiner persönlichen Meinung nach gehören eher Sie in eine Klappsmühle als Herr Scholl-Latour in ein Altenheim. DER macht IHNEN nämlich immer noch einiges vor!

Sehr geehrter Herr Broder, grade verfolge ich die o.g. Sendung. Ich finde es widerwärtig, wie Sie auf die Erfahrung eines Peter Scholl-Latour reagieren. Als Herr Scholl-Latour die Frage aufwarf, wer über überhaupt Al Quaida wäre, warfen Sie, einem Kleinkind gleich, ein: Herr Scholl-Latour, erklären Sie es uns, wer ist Al Quida. Sie wollten diesen Mann nicht verstehen und blickten selbstgefällig in die Kamera, wie ein Showman, der grade was ganz Tolles gesagt hat. Leider muss ich Ihnen sagen, dass sie offensichtlich nichts verstehen, nichts verstehen wollen oder einfach nur dumm sind.

Sehr geehrter Herr Broder, über Ihren Auftritt bei «Talk vor Mitternacht» habe ich mich sehr geärgert. So, Sie sind also der Meinung, dass Menschen über dem Rentenalter sich zu aktuellen Problemen unserer Zeit nicht mehr äussern sollten? Mit welcher Berechtigung fordern Sie ein solches Verhalten? Oder geht es Ihnen nur um das «Mund-tot-machen» anderer Meinungen, dann scheinen Sie ja Ihren eigenen Argumenten nicht viel zuzutrauen. Und damit hätten Sie ausnahmsweise Recht. Eine öffentliche

Entschuldigung bei PSL und den Rentnern und Rentnerinnen in Deutschland ist überfällig. Aber dazu fehlten Ihnen wohl die Kraft und der Mut. Menschen verletzen macht Ihnen mehr Spaß? Na, dann selektieren Sie weiter in Gut und Böse in Rentner und «noch bei Verstand» befindliche, vielleicht schaffen Sie es tatsächlich und machen sich selbst ab 2011 als Diskussionsteilnehmer überflüssig.

Worüber sich die Fans von Peter Scholl-Latour am meisten erregten, war nicht mal das, was ich sagte, sondern das, was ich anhatte: ein knallrotes Sacco und eine Krawatte mit kleinen US-Fahnen drauf. Das ging zu weit. Hätte ich ein kackbraunes Sacco getragen und dazu eine schwarze Krawatte mit kleinen SS-Runen, wäre alles okay gewesen. Und dann waren es alles Experten für angewandten Terrorismus, die genau wussten, was die Terroristen zu ihren Taten antreibt: Die Armut und die Ungerechtigkeit in der Welt. Es sind Leute, deren moralische Schwellkörper ganz entspannt ruhen, wenn Terroristen Hunderte von Menschen zerlegen, die aber sofort alle beweglichen Teile hochkriegen, wenn die edlen Motive der Massenmörder in Frage gestellt werden. So funktioniert die öffentliche Erregung in Deutschland, so kommt Leben in die deutsche Sülze. Marx soll mal gesagt haben: «Was ich am Marxismus nicht ausstehen kann, das sind die Marxisten». Schon möglich, dass Scholl-Latour ähnlich denkt. Dann sollte er es auch mal sagen.



Wenn ich **ihren Teamgeist** versichern
könnte, dann bei der Winterthur.

Verlassen Sie sich auf über 125 Jahre Kompetenz in allen Versicherungs- und Vorsorgefragen.
Informationen erhalten Sie unter 0800 809 809, www.winterthur.com/ch oder bei Ihrem Berater.

Wir sind für Sie da.



Offizieller Sponsor der Schweizer Fussball-Nationalmannschaften.

winterthur



Erregung als alternative Energiequelle

(Lesezeit: ca. 1'21)

Manche Menschen sind schnell schrecklich wütend. Sie sind mit sehr stark ausschlagenden inneren Stimmungsbarometern ausgestattet. Ihre Bewegungen werden ganz eckig, ihre Gesichter verfinstern sich, ihr Schritt verändert sich, sie knallen unschuldige Türen, werfen unschuldige Teller, geben keine Ruhe, bis andere für ihre schlechte Laune geblutet haben. Der kleinste Anlass genügt, um diese Menschen zur Weißglut zu bringen, und ihr Energiefeld verändert sofort Farbe und die Temperatur. Ein Zorniger genügt, um die Stimmung in einem ganzen Raum zu ändern. Jüngst erzählte mir eine junge Mutter, sie müsse, um vor blinder Wut ihr Kind nicht zu schlagen, mit dem Fuß in die Gipskartontür treten, die nun schon mehrere tiefe Fußabdrücke hätte. Was aber geschieht mit dem Kind, das daneben steht und zwar nicht Ziel, aber dennoch Zeuge ihres umgeleiteten Gewaltakts ist?

Den aggressiv aufgeladenen Raum kann man ja manchmal verlassen. Das Auto ist eine schlimmere Falle. Einmal zum Beispiel war ich Beifahrerin, das Schweigen der Fahrerin jedoch schrie in mei-

nen Ohren. Ich wurde neben ihr immer kleiner. Ich wusste nicht, was vorgefallen war, aber ich hatte tatsächlich Schwierigkeiten zu atmen. Es stellte sich heraus, dass jene Freundin beim Friseur gewesen war und sich über das Ergebnis seiner Arbeit so ärgerte, dass der Abend für sie «gelaufen» war. Beschwichtigungsversuche meinerseits fruchteten nichts. Der Abend war für uns beide gelaufen.

Oder Taxifahrer. In bester Stimmung begibt man sich in ihre Gewalt, wird Zeuge ihrer Wutausbrüche, ihrer Hasstiraden, ihrer Hup-Attacken, ihrer Brüllereien, wird sogar in jene verwickelt, um nachher für die Tortur auch noch zu bezahlen. Geschwächt verlässt der Reisende den Gefechtsort, den Kriegsschauplatz, auf den er sich versehentlich verlaufen hatte. Energielos und ausgeleuchtet fühlt sich der Zeuge, nicht der Zornige, der hat ja Dampf abgelassen.

Und dann gibt es wieder die Menschen, die implodieren. Sie fressen alles in sich hinein. Sie sind Zeitbomben, randvoll mit angestautem Hass.

Nehmen wir jetzt mal an, jedem Menschen steht ein bestimmtes Energiepotenzial zur Verfügung. Sein ganzes Leben lang, mit allen Aggressionen, Anmaßungen, unnützen Erregungen, unglücklichen Leidenschaften, versucht er, sich anderswo zusätzlich Energie abzapfen, vergeudet aber dabei seine eigene. Oder er verbrennt seine wertvolle Energie zur Unterdrückung von Gefühlen. Woher soll er es auch wissen, dieser arme Mensch? Es hat uns ja auch keiner beigebracht. Wir hatten in der Schule keine Fächer wie «Menschlichkeit», «Geduld», «Besonnenheit». Und in der Bibel steht zwar, «Wer Gewalt sät, wird Gewalt ernten» oder so, aber in der Bibel steht ja auch alles, und von allem das Gegenteil.

Wut, Hass, Neid, Aggression. Wenn man negative Energien wie diese messen könnte, wenn man sie umwandeln könnte in positive! Wie viele Taxifahrer, wie viele fanatische Krieger, wie viele angehende Schläger, Vergewaltiger, Mörder, brutale Ehemänner, hysterische Ehefrauen braucht es, um ein Kraftwerk anzutreiben (und, praktisch als Nebeneffekt, den Gewaltakt zu vermeiden)?

Nanu? Habe ich hier etwa eine bisher ungenutzte alternative Energiequelle aufgetan? Junge Erfin-

der, Schwerstbegabte, Tüftler, kann negative Erregung in positive umgewandelt und der Weltrettung zugeführt werden? Die imaginäre Maschine, ich nenne sie mal Agressuum Mobile, ist sie denkbar? Hat vielleicht sogar längst ein kluger Kopf das Instrument für die Umwandlung erfunden und gebaut, ist aber in einem tiefen Verlies verschwunden dafür, die Zunge wurde ihm abgeschnitten und seine Erfindung hat das Licht dieser Welt nie entdeckt? Denn was wäre diese Welt noch ohne Aggression und Konflikt, die doch Millionen Menschen Lohn und Brot verschaffen? Wäre sie nicht entmachteter wie ein Zahnarzt nach dem Aussterben der Karies? Oder wäre sie vielmehr ein einziger Wiener Walzer, ein Hafen der Fahrstuhlmusik, ein Ort der Freude, des mehrstimmigen Kanonsingens, der allumfassenden Liebe? Dies sei hier mal bedenkenlos zur Diskussion gestellt.

(Nein, heute bin ich ausnahmsweise mal nicht betrunken, heute habe ich nur Fieber.)

Fiebersenkende Mittel und Friedens-Nobelpreis bitte an else@else.tv



Bin kein Juso, bin kein Jesus

(Lesezeit: ca. 2'35)

Über die christusmäßige Duldsamkeit gegenüber Thor Kunkel und dem Literaturbetrieb

Es ist ein Lehrstück – nicht über Literatur, sondern über ihr Gegenteil, den Literaturbetrieb. Ein deutscher Autor, Jahrgang 1963, er hört auf den arischen Namen Thor Kunkel, schreibt ein Buch namens «Endstufe», in dem es auch um Pornofilme geht, angeblich hergestellt im Dritten Reich, von gelangweilten jungen Nationalsozialisten. Nun ist Trash mit Nazis nichts Neues, eher schon ziemlich kalter Kafka – allerdings im Rowohlt Verlag, wo Kunkels Roman zunächst gebucht und groß angekündigt ist, nicht unbedingt üblich. Nachdem Alexander Fest Verleger bei Rowohlt wird, kündigt er Kunkel und seinem Buch; im Verlag Tucholskys und Ossietzkys könne «Endstufe» nicht erscheinen, schreibt Fest.

Ob es notwendig ist, Tucholsky und Ossietzky aufzurufen, um das Nichtverlegenwollen von Nazispermaprosa zu begründen, sei dahingestellt – jedenfalls trifft und vertritt Alexander Fest eine Entscheidung, und das ist schon viel in Angst-

hasenzeiten, wo es sich kaum einer mit irgendwem verderben will, weil man ja nicht weiß, was noch kommen wird und wen man eventuell noch wird brauchen können.

Kaum hat Fest tschüs gesagt zu Kunkel, tritt der Verlag mit der Schmeißfliege auf den Plan. Eichborn ist zur Stelle und wittert Rendite: Kunkels Roman, ein Haufen Langeweile mit braunen Bremsstreifen zwar, kann doch als Opfer politischer Korrektheit verhökert werden. So wird wild auf die Pauke gehauen, Eichborn druckt Plakate, «Das Buch, über das jeder spricht» – nein, sie sind sich wirklich für nichts zu doof, wenn drei Euro fünfzig Gewinn winken. Und auch Thor Kunkel beginnt sich zu sonnen und zu bräunen: Nach Interviews mit der New York Times, der BBC, ABC Australien, Financial Times, El Mundo, La Stampa, China Daily usw., belehrt er den Rezensenten Klaus Bittermann in einem Leserbrief an die «taz», brauche er sich ihm unangenehme Kritik nicht mehr anzuhören – da fühlt sich Thor Kunkel ganz groß: Die Weltpresse hat mit ihm gesprochen.

Auch diese Provinzlerpeinlichkeit hält die FAZ in Gestalt ihrer Sonntagsausgabe nicht davon ab, Thor Kunkel und seinen Roman zu präsentieren: Am Abend des 30. März 2004 in der trotz dem Dumping Eintrittspreis von vier Euro nur schwach halb gefüllten Berliner Kalkscheune macht Volker Weidermann, Literaturredakteur der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung, die Honeurs für Kunkel und seine «Endstufe». Weidermann, wie ungefähr jeder im Journalismus früher mal bei der taz, tritt in Freizeitkleidung an. Er trägt Adidas-Turnschuhe und enge Blue Jeans, hat die Oberschenkel eines Radfahrers und nölt über den Spiegel und über Alexander Fest, dem er Heuchelei und Inkonsequenz vorwirft: Wenn einer Kunkel rauswerfe und ein paar Tage später Martin Walser zum Rowohlt-Autoren mache, sei es mit dem moralischen Verlegen nicht weit her.

Weidermann merkt nicht, dass sein Argument eins gegen Kunkel ist, den er mit Walser auf eine Endstufe stellt – Walser, der unfassbare Stammler, ist tatsächlich die Vergleichsgröße für Kunkel. Das bekommt vor allem das Publikum zu spüren. Nach der fahrig weggesprochenen Einleitung liest Thor Kunkel vor, eingerahmt von Weidermann und dem Eichborn-Lektor Wolfgang Hörner. Kunkel ist klein, so klein, dass es kaum einen Unterschied macht, ob er neben dem Tisch steht oder hinter dem Tisch sitzt, und weil er die Gelegenheit nun einmal hat, nutzt er sie geschlagene anderthalb Stunden lang – gefühlte Zeit acht Stunden, im Theater, in einem Stück von Syberberg.

Kunkel beschert den Zuhörern eine Mundartlesung auf hessisch, in der es «Trehbücher» und «Klückwünsche» gibt, in der breitbeinig «preitpeinig» ausgesprochen wird, Sandalen «Riemschen über dem Knöschel» haben, aus München «Münschen» wird und aus komisch «komich». Das Präteritum von «er ächzt» heißt bei Kunkel «er äxte», so wie «Menchen» sich bei ihm «entcheiden», jedenfalls «manschmal», bei einem «Klas».

Es ist erbärmlich, wie Kunkel liest, und das ist seinem Stoff adäquat: «Man kann einer Scheide die Erfahrung ansehen», schreibt der chmierige Frauenkenner, der auch eine «frich epilierte Cham» nicht auslässt und das Adjektiv zu seinen Bemühungen nicht schuldig bleibt: «klitschig». Da geben dann sogar die zwei Grufties im Publikum auf und schleppen sich von hinten. Die junge Frau und der junge Mann hinter dem Tresen der Kalkscheune haben inzwischen pantomimisch schon ein halbes Dutzend mal Selbstmord begangen: Das ist die Not, die Kunkel stiftet. Doch irgendwann macht selbst er den Kopf zu. Fragen aus dem längst erloschenen Publikum gibt es keine; so wirft sich Weidermann in die Bresche und verleitet Kunkel zum Weitersprechen. Und wie er schon mit dem peinlichen Stolz des Halbalphabeten seinen Kapiteln Zitate berühmter Männer wie Kierkegard und Dali voranstellte, sieht Kunkel sich nun in einer Reihe mit den verfeimten Dichtern «Henry Miller, Bataille und Nabokov» – doch, das sagt er, ganz im Ernst, denn der Bataille, der Bataille, der hat immer Recht, und kein Eichborn-Lektor zuckt und kein Frankfurter Allgemeiner Literaturredakteur, der den Rotz beförderte, stürzt sich in sein Gummischwert.

An die zwei Stunden habe ich ohne ein Wort des Widerspruchs ausgeharrt in der Kalkscheune, aber nun ist es genug. Dass ein seine Schreibunfähigkeit mit Nazi-Koketterie camouflieren wollender Langweiler im Windschatten großer Kenner aller Gründe und Abgründe des Menschen mitsegeln will und den Aufschneiderrand aufreißt wie sonst nur sein Zwergenzwilling Wolf Biermann, das mag ich nicht mehr stumpf erdulden. Und rufe deshalb aus dem Zuschauerraum: «Die konnten aber im Gegensatz zu Ihnen schreiben. Und haben uns nicht zu Tode gelangweilt.»

Das ist milde gesprochen, denn ich kann ein milder Mann sein, wenn ich will. Doch Kunkel, statt die fast unverzeihliche Sanftheit des Tadels zu

fühlen, mault – und sieht sich verfolgt in Deutschland, klar doch. Und greint über «den Herrn, der das gerade gebellt hat». Nicht nur dumm also ist er, sondern auch noch frech – so muss ich ihm eine Lektion erteilen, gehe zur Bühne und sage: «Nein, ich bellte nicht. Im Gegensatz zu Ihnen kann ich schön sprechen. Sie aber können kein Deutsch und belästigen uns mit einer Mundartlesung.»

Thor Kunkel beharrt darauf: «Sie bellen!» Der FAS-Redakteur will, dass ich weggehe und zischelt das; er war bei der taz schon ein Flop und ist es jetzt nicht minder, deshalb sage ich ihm das auch. Und schubse das Exemplar der «Endstufe», das vor Kunkel auf dem Lesetischchen liegt, schwungvoll in des Autors Arme. Das Publikum hält den Atem an – «Keine Gewalt!» ruft einer, der vielleicht ein-

mal eine Gewalterfahrung machen müsste, damit er wüsste, was das ist, Gewalt. Luschen sagen, dass sie Luschen sind, ist jedenfalls nicht Gewalt. Sondern die Zuwendung, die ihnen in ihrem Leben offenkundig gefehlt hat, denn sonst wären sie anders.

Hier setzt auch meine Selbstkritik an: Warum so viel tätiges Mitgefühl mit Abraum? Das verstehen ein Kunkel und ein Weidermann doch gar nicht oder nur ganz falsch. Warum bin ich zu ihnen schon beinahe wie ein Jesus? Ich war doch nie Juso und nazarenere nicht durch die Gegend. Ich begreife mich nicht. Ist es das Alter? Werde ich irgendwann so temperamentlos und abgewichst sein wie der Literaturbetrieb? An einem christlichen Feiertag will ich in Ruhe und Einkehr einmal darüber nachdenken.

Sonne richtig geniessen



Copyright © 2000 Ford Motor Company

Sommer. Sonne. Streetka – geniessen Sie das heisseste Sommervergnügen dieser Sommersaison. Aber richtig. Zuerst Verdeck mit einfachen Handgriffen öffnen. Dann sorgfältig Gesicht und Arme mit Sonnencreme einreiben. Sonnenbrille nicht vergessen. Anschnallen. Fertig. So einfach können auch Sie dem Sommer entgegenfahren. Lust, es auszuprobieren? Dann kommen Sie jetzt zu einer Probefahrt. Ford Streetka 1.6i/95 PS, 2-türig, Soft- oder Hard-Top, ab Fr. 23'950.- oder Fr. 299.- Leasing/Monat. Jetzt bei Ihrem Ford Händler. Mehr Info unter 0800 855 851 oder ford.ch

*Ford Credit Leasing: Laufzeit 48 Monate, Sonderzahlung 14–16% des Spezialpreises, 10 000 km im Jahr, Zins (nominal) 6.6%, Kauton gemäss Richtlinien der Ford Credit, Spezialpreis inkl. Rabatt gemäss Angaben. Obligatorische Vollkasko-Versicherung nicht eingeschlossen. Alle Beträge inkl. 7.6% MWST.

Ford**Streetka**

Technologie, die bewegt





Sekundendrama der Erregung

(Lesezeit: ca. 2'59)

Die Erregung steigt. Wir warten. Erregung ist Warten. Auf die Geliebte. Auf den Ehemann. Auf die Großmutter aus Amerika. Holst du mich vom Flughafen ab? – Klar. Selbstverständlich. Aber gern. Und dann warten sie alle. Mit starrem Blick auf den Monitor. Der hängt von der Decke der Wartehalle herab und dirigiert die Gefühlsstürme. Die Köpfe der Wartenden sind erhoben, in den Nacken gelegt. Alle Blicke gehen nach oben. Das hat etwas Flehendes. Dennoch ist die Maschine aus Tel Aviv noch nicht angezeigt und die aus Moskau auch nicht. Das kann dauern. Da! Athen! Gelandet? Verspätet. Sie sehen vor sich hin und in ihren Gedanken eilen sie Zeit und Raum voraus.

Da kommt sie! – Das heißt, so würde sie kommen, wenn sie jetzt käme. Dieser wippende Gang. So leicht. Ganz leicht. Sie küsst mich. Oder soll ich sie zuerst küssen? Nein. Nicht ich. Sie fliegt mir zuerst um den Hals. Hab ich genug Milch im Haus? Warum hat sie nicht noch einmal angerufen? Hat sie mich betrogen? In Griechenland? Unter Palmen. Das Meer. Die Wellen. Braun-

gebrannte Körper. Was machen die? Die machen was! Die lieben sich. Na bitte. Oder? Kämpfen die? Ob ihr etwas passiert ist? Wie spät ist es denn? Bin viel zu früh da.

Die Menschen vertun ihre Zeit beim Warten? Aber nein. Sie durchleben ganze Opern. Während sie warten, inszenieren sie phantastische Dramen. In Sekunden. Die Oper braucht länger. Tatsächlich wird ja nirgendwo so viel gewartet wie in der Oper. Vielleicht noch auf den Flughäfen dieser Welt. Und ist der Moment des Wartens nicht genau der Zeitraum, in dem unheimlich viel los ist? In der Oper jedenfalls ist das so: Die Soldaten des Königs rütteln waffenklirrend an den Pforten. Das von ihnen verfolgte Liebespaar hetzt über die Bühne. Sie ringt erregt die Hände. Er ballt erregt die Fäuste. Doch nun – haltet ein und wartet! Während die Geliebte und der Held in aller Ruhe eines dieser hinreißenden Duette singen, stehen die grimmigen Mannen gestützt auf ihre Säbel und sehen zu. Die Zeit bleibt einfach stehen, damit aus der Erregung heraus etwas Schönes geschieht. Isolde erwartet heimlich und verbotenerweise

ihren Tristan, und während sie mit ihrer Dienerin Bangräne, und wir, ihr Publikum, mit ihnen warten, unterhalten uns die beiden Damen mit einer hinreißend erregenden Gesangsszene. Sogar den Tod lässt die Oper draußen vor der Tür warten, wenn die Kameliendame mit ihrem Alfredo noch einmal im Liebesduett verschmelzen will. Auf dem Flughafen warten die Menschen darauf, dass ihr Warten ein Ende nimmt, sie wollen, dass endlich geschieht, worauf sie warten. Das wäre das Ende der Erregung. Vielleicht sind Isolde und die Kameliendame gescheiter?

Zwei junge Frauen stehen beieinander und schweigen. Die eine sieht in den Spiegel ihrer Puderdose. Wie sehe ich aus? Gut? Die andere Frau sieht auf den Monitor. Dein Haar. Vater wird entsetzt sein. Die Frau lässt die Puderdose zuschnappen. Wie spät? Zwanzig vor. Das war es doch eben auch schon! Weißt du, was ich glaube? Ich glaube, die sind gar nicht pünktlich weggekommen.

Und nun Vorhang auf für das Sekundendrama im Geiste: Chaos am Bosphorus. Die Tickets sind weg. Vater ist immer so schlampig. Und natürlich beschuldigt er wieder Mutter. Sie weint. Er schreit. Dabei sind sie ja, die Tickets sind gestohlen worden. Am Tag vor dem Abflug. Jetzt merken sie es. Auch das Geld, die Scheckkarten. Alles weg. Geschieht ihm Recht. Hat Vater endlich Grund, sich aufzuregen. Wahrscheinlich jemand vom Hotelpersonal. Türken oder Kurden. Und die sollen wir in die EU reinlassen? Vorhang. Ende des Sekundendramas. Eine Frau löst sich aus der Gruppe der vor dem Monitor Beieinanderstehenden. Ihre Tasche trägt sie am Riemen über der Schulter. Auf hohen Pumps stakst sie durch die Menge der Wartenden, wie ein Hühnervogel unter Enten. Sie geht auf einen blaurasierten Mann zu, der vor einem großen Aschenbecher sitzt, eine langstielige, rote Rose aufrecht zwischen Daumen und Zeigefinger. Sein Kopf ist gesenkt.

Die Blume hält Wache. Na? Der Hühnervogel zieht die Augenbrauen hoch: noch nichts. Er bläst die Backen auf.

Ach so. Die beiden gehören zusammen. Für wen ist aber dann die rote Rose? Wen holen sie ab? In der Oper würde er jetzt eine Arie singen, und wir wüssten, daß sie seine Geliebte ist, die Freundin seiner Frau, die davon nichts weiß und die sie hier gemeinsam erwarten. Doch er schweigt, und sie taucht wieder ein in den dicht gedrängt stehenden Opernchor, die Schar der Wartenden. Aller Augen sind nach vorn gerichtet. Augen, die nichts zu sehen scheinen.

Außer einem Schild mit der Aufschrift «Zutritt verboten» ist auch nichts zu sehen. Es ist still unter einem gleichbleibend lauten Geräuschpegel in der Wartehalle auf dem Flughafen. Zeit und Raum werden ein Zeitraum. Sätze fallen. Zwei junge Mädchen in engen Jeans stehen und starren einander an. Die eine: Ich mach eigentlich unheimlich viel. Aber es bringt nichts. Darum bin ich erstmal total am Gucken. Zwei junge Männer in langen Ledermänteln. Der eine: Die ganzen Jahre waren sie die besten Freunde. Und dann hauen sie sich ein paar in die Schnauze. Nun gut. Man könnte sagen, da gehören immer zwei dazu. Aber sonst.

Andere Männer befolgen eine für sie allein erkennbare Choreographie. Sie tragen alle die gleichen Kostüme: dunkelblauen Mantel, dunkelgrauen Anzug, helles Oberhemd, Krawatte. Sie gehen aneinander vorbei, bleiben unvermittelt stehen, es ist ihnen etwas Bedeutsames in den Sinn gekommen, sie sehen auf die irgendwie familiär verkettete Zivilbevölkerung und setzen ihren Weg sachlich fort. Eine Frau stürzt um die Ecke in diese Wartehalle, einen kleinen Jungen hinter sich herziehend. Kommt Papi jetzt? Nerv mich nicht. Die Mutter dreht sich zum Kind um: Hast du die Blumen? Hast du jetzt die Blumen verloren? Sie

schlängelt sich nach vorn durch bis vor den Monitor, reckt den Hals, macht schmale Augen. Können Sie mal gucken, ob Paris schon gelandet ist? Jemand schüttelt den Kopf. Die Frau sackt zusammen und sieht sich um nach einem freien Platz. Alle Stühle sind besetzt. Ein kleines Mädchen hat sich in einer der Plastikschaalen eingerichtet. Ihre Beine hat sie eng an ihren Körper gezogen. So wartet sie. Still und wie innerlich angehalten. Julia! Nicht mit den Schuhen! sagt eine alte Dame in scharfem Ton. Da wollen sich noch andere Leute mit ihren sauberen Sachen hinsetzen. Hörst du? Das kleine Mädchen rutscht verlegen herunter, lässt die Beine baumeln und schließt die Augen. Jetzt sind alle weg. Auch die Wartenden. Nun sieht sie keinen mehr. Aber in ihrem Kopf türmen sich gerechte Welten auf gerechte Welten. Wartehallen krachen zusammen und begraben strenge Großmütter unter sich. Eltern stürzen ab, die ohne ihre Kinder davonfliegen. Ein vielstimmiger Ruf: Sie sind gelandet!

Die rothaarige Frau in dem schwarzen Kostüm wird blass. Sie sitzt. Sie hat die eine Hand auf ihrem Magen liegen. Mit der anderen hält sie einen Strauß rosa Rosen unter durchsichtigem Papier gefangen. Jetzt einfach weggehen. Jetzt erst kommen. Das hätte gereicht. Ob wir morgen? Nicht gleich. Abwarten können. Nicht immer sofort. Lass ihm Zeit. Am liebsten sofort. Sie starrt in die Richtung, in die alle gucken. Ernste, spähende Gesichter, bereit, blitzartig aufzuhellen, zu strahlen. Das Gefühl jetzt im Bauch? Diese heißen Wellen? Was ist das eigentlich anderes als schlichtes Bauchweh? Ein Anfall von Durchfall. Dasselbe Gefühl wie in ängstlicher Erregung. Und jetzt?

Vorfreude? Allein der Kopf macht es. Die Fantasie. Die Gruppe der Wartenden rückt näher zusammen und näher heran an die Barriere, hinter der sie bleiben müssen. Ein rundlicher, kleiner Mann dreht sich um und geht weg. Gerade jetzt. Er stellt sich hinter eine Säule. Wenn sie kommt, will er sie zuerst sehen. Nicht nach ihr Ausschau halten und dabei von ihr schon längst gesehen worden sein. Lieber zusehen, wie sie sucht. Nach ihm. Wird er sie sofort erkennen? Nach drei Wochen Lesbos ohne ihn? Nach zwölf Jahren Ehe? Wann sonst, wenn nicht hier, in diesem Moment der sich auflösenden Erwartung, sucht man einander so genau, dass man sich selbst als nicht erkannt fürchtet?

Der erste kommt, tritt ein in die Arena der Erwartung, ein Mann mit drei Koffern. Nichts geschieht. Es will ihn hier niemand haben. Der nächste bitte. Eine rundliche, lachende Frau mit einem riesigen, blauen Teddybär. Alles für die kleine Julia. Jetzt strömt es.

Menschen. Tränen der Freude. Küsse. Da bist du ja! Da seid ihr ja! Zwei Wellen rollen einander entgegen. Zwei Welten, eben noch getrennt, finden wieder zusammen. Man hatte sich aus den Augen verloren. Sogar aus den Gedanken. Manchmal. Der kostbare Moment, herbeigesehnt wie eine Erfüllung, zerbröckelt jetzt zwischen verrutschten Küssen, zerdrückten Hüten, dem Griff nach dem Gepäck und drei Fragen auf einmal: Seid ihr? Wo ist denn? Habt ihr? Die Erwartung war mehr gewesen. Die Lust davor. Die Fremdheit im ersten Blick. Wie ein schlimmes Geheimnis. Jetzt hat man sich wieder.

get connected to the **FLAVOR** of the world

Light in taste

Albania, Andorra, Argentina, Azerbaijan, Bahrain, Bangladesh, Belgium, Bolivia, Bosnia-Herzegovina, Brazil, Brunei, Cambodia, Chile, Colombia, Costa Rica, Cyprus, Czech Republic, Denmark, Dominican Republic, Ecuador, Egypt, El Salvador, Estonia, Finland, France, Germany, Greece, Guatemala, Hong Kong, Hungary, Iceland, India, Israel, Italy, Japan, Kazakhstan, Korea, Kuwait, Kyrgyzstan, Laos, Latvia, Lebanon, Lithuania, Luxembourg, Macedonia, Maldives, Malaysia, Malta, Mexico, Moldova, Monaco, Mongolia, Montenegro, Morocco, Myanmar, Nepal, Netherlands, Nicaragua, Norway, Oman, Pakistan, Panama, Paraguay, Peru, Philippines, Poland, Portugal, Qatar, Romania, Russia, Saudi Arabia, Singapore, Slovakia, Slovenia, South Africa, Spain, Suriname, Sweden, Switzerland, Taiwan, Tajikistan, Thailand, Timor-Leste, Trinidad and Tobago, Turkey, Turkmenistan, Ukraine, United Arab Emirates, United Kingdom, United States, Uruguay, Uzbekistan, Venezuela, Yugoslavia

Rauchen gefährdet die Gesundheit. Nuit gravement à la santé. Fumare mette in pericolo la salute.



Der Garten der Lust

(Lesezeit: ca. 1'48)

Der Paradiesbomber hielt inne, es war die Stille kurz vor dem Knall. Für die Vollbusige, die auf der Parkbank saß und die Lippen nachzog, hatte er keinen Blick übrig. Der Meister nannte solche Frauen «Tandkaspar» oder «Puderpudel» und leitet seine Jünger an, die Nähe solcher Frauen zu meiden. In anderen Zeiten hätte er einen Blickkontakt hergestellt, um bei Interesse wie ein herziges Frettchen heran zu schnüren. Es währe ihm mit einigen Anekdoten gelungen, sie wach zu machen: die Frauen waren ihm dankbar, dass er sie dazu brachte, ihre Müdigkeit abzuschütteln. Die Worte einer Freundin hallten ihm im Kopf nach: Du bist ein Schwein, du durchlöcherst meine Intimsphäre. «Halte doch bitte mal zur Abwechslung Abstand.» Auf Distanz gingen die Memmen, sie schauten von fern den Massen zu und drückten auf den roten Knopf. Dann wandten sie sich ab, kehrten dem Schutt und der Asche den Rücken zu. Für Gott und Untergang machte er, der junge Bomber, keinen blöden Affenzirkus – wenn schon, dann final. Schließlich war er Teil einer Serie, und es ging ihn nichts mehr an, was man mit den Überbleibseln seiner Körper-Fleischstücke, Or-

gansprengsel, anstellte. Wahrscheinlich würde man darauf ausrutschen. Dann sie verbrennen. Am Ende die unvermeidliche Urnenbestattung. Egal das alles.

Er schaute doch kurz hin, und sie lächelte ihn an: dunkelblond, kirschroter Mund, nicht mehr jung, noch nicht alt. Ein schönes Opfer. Ein Kuss kurz vor dem Knall, dachte er, warum eigentlich nicht? Tausend Treppenstufen zum Glück, ein steiler Treppenweg zur Liebe, das war der unspektakuläre Alltag. Vielleicht ließ sich jetzt, da er etwas wusste, das sie alle nicht wussten, wirklich ein schönes Ding drehen.

Er setzte sich neben sie, sog im selben Moment den Duft ihres Parfüms durch seine großen Nasenlöcher ein: Nina Ricchi, ja. Sie wischte eine Strähne aus dem Gesicht, sagte etwas über das schöne Wetter, er sagte etwas über ihre Schönheit, dann blickten sie gerade aus, auf die Fassade des Hauptbahnhofes. Die Zeit der Pendler. Ein Mann pries auf dem Vorplatz seine Weißwürste an, sie sahen aus wie schlaffe Albino-Penis. Sie sagte,

sie wolle ihn nicht zu einem Liebesspiel ermutigen, sie habe ihn nur begrüßt, und mehr sei wirklich nicht drin, er müsse schon verstehen, sie sitze hier und lasse sich die Sonne ins Gesicht scheinen, der Krautsalat von heute morgen liege ihr schwer im Magen, und alles, was sie im Augenblick wünsche, sei ein bisschen Frieden, und sie hoffe, sie habe ihn nicht aus der Fassung gebracht oder enttäuscht.

Der Bomber schaute ihr ins Gesicht, und während sie sprach und sprach musterte er ihre linke Augenbraue, die eine kleine Narbe durchbrach. Ihr Mund war schön, mit dem Rest ihres Gesichtes konnte sie keine Punkte machen. Er wäre mit ihr ausgegangen, hätte er nicht schon etwas vorgehabt. Tausend Treppenstufen zur Liebe, sagte er, dass kommt schon vor, dass man auf einer Parkbank zueinander findet, du hast vielleicht die Wahrheit ausgesprochen, und es tut mir Leid wegen deines verdorbenen Magens, aber diese ganze Wahrheit interessiert doch kein Schwein, es tut mir übrigens auch Leid wegen der Narbe über deinem Auge, war das vielleicht ein Liebhaber im Koller?, aber ich will es nicht wirklich wissen, eigentlich müssen wir uns wie in einem schlechten Pornofilm küssen, du hast bestimmt deine Prinzipien, und gibst einem wildfremden Mann, der sich nicht einmal vorgestellt hat, keinen Kuss, du bestimmst das Spiel.

Er hatte nicht schlecht Lust, sich um Kopf und Kragen zu reden, das Schwätzen war sein

Spezialgebiet. Aber er sah es ihr an, sie feilte gerade im Geist an der deftigen Abfuhr, die sie ihm, im Anschluss an seine Brandrede, erteilen würde. Also ließ er sie erst gar nicht zu Wort kommen. Er sagte: Hast du doch nicht ein bisschen Lust, zu mir aufs Zimmer zu kommen, denn alles regelt sich alleine, das mit uns beiden jetzt kann Zufall sein, kann Schicksal sein, nimm, was du willst, zieh einfach das kleine Los, bleib aber nicht sitzen, träum davon, dass der nächste Prinz schon kommen wird. Hör schon auf, sagte sie, was redest du auf mich ein, ich kenne dich gar nicht, geh weg.

Er stand auf und sagte: Religion statt Silikon und verbeugte sich leicht. Im ersten Schreckmoment faßte sich die Frau ihre Brüste, dann brannte ihr Gesicht vor Scham. Sie klappte ihren Schminkspiegel auf, entließ den davoneilenden Fremden mit den Worten: Geh woanders spielen, du Liebeskasper!

Das hatte er sowieso vor, der Flirt mit dem Christenpudel hatte ihn angeheitert, er war frohen Herzens, kalten Blutes, festen Blickes. Was konnte sie ihm geben? Eine Stunde Schandliebe. Was konnte er ihr geben...?

Der Bomber blieb plötzlich stehen, schaute zum Himmel auf und machte kehrt, die Vollbusige sah ihn grinsend her schlendern. Ich will, dass du mit mir kommst, sagte der Fremde, und ehe sie etwas einwenden konnte, jagte er sie beide hoch: Ihr Liebespaar-Stellplatz war der Ewigkeit verpachtet.



Hassan Everywhere

(Lesezeit: ca. 9'54)

They met in New York in November 2002: Dorit Rabinyan, an Israeli writer and Hassan Hourani, a Palestinian artist. In August 2003 Hourani drowned in the sea off Jaffa. Rabinyan bids him farewell in a letter.

This conversation takes place in New York –because I cannot picture us anywhere else – with me leading you to the north eastern bench in Washington Square or walking by your side through the Botanical Garden in Brooklyn. But this conversation is especially strange because you are silent.

I no longer convert my thoughts from Hebrew into English so that you will be able to understand how much I miss you. Your deep, hoarse voice does not dominate this conversation with new trains of thought, unexpected questions, memories of your childhood in Hebron, your adolescence in Ramallah during the first Intifada or the four years you studied art in Baghdad. You no longer butt in, either, with things that happened to you yesterday and this morning.

New York loves people like you, people who peel the world with their fingers, like a glowing orange

dripping juice. Adventures happened to you in the most unpromising places. The Indian owner of the cigarette stand on West 4th Street, for example: to me he would sell the daily packet with impassive politeness; in your presence he turned into a glib conjuror who juggled with his fingers and pulled the change out of his left ear. The homeless man in Union Square opened his worn sack for you and revealed a treasury of lost keys, boasting that he could open the doors of half Manhattan and, instead of sleeping on a square of cardboard, could spend each night in a different bed. The angelic girl with ponytails who sailed on her skates into the Lower East Side cafe invited us, in a heavy Southern accent, to come and watch her dancing nude at a strip joint on 60th Street. The black missionary, an old lady of huge dimensions, spoke about her Sweet Jesus and rolled a cigarette filled with hash. I laughed at you, saying you lived as though your life was a movie.

Then you spoke mainly about the childrens book you were writing. In the smallest room in Brooklyn over 30 sheets of paper covered in detailed pencil drawings were already hanging, pegged onto

strings you had criss-crossed above your bed. Only one character appeared in all of them – neither man nor boy, all curls and jewels; his eyes were always closed and on his lips hovered a faint, soft smile. In December his name was Sultan, in January Hassan and in May he was Reihan. The titles also kept changing until you decided on “Hassan Everywhere”. But the wonderful journey progressed with tremendous momentum. In one drawing your hero is embracing a drop of dew in the desert, in a second he is playing the violin to a swarm of bees and in a third he is diving into the depths of the sea in order to kiss a sad fish. The Arabic text that accompanied them was lyrical and abstract and went far deeper than and far beyond the adventure it described.

Since I suspected myself of being biased, too dazzled by the artist to be able to judge his work, I took Joy along, a senior editor in a prestigious publishing house, who said that this was an exceptional achievement. The childrens book agent who met you said that your talent was eerie. The representatives of the Al-Qattan Foundation, who had chosen your book to inaugurate the childrens library they were setting up in Ghaza, also spurred you on. You worked then without respite, by day and night. Hassan floated out of a wonder train, met a butterfly of light and spangled the sky with stars. There was no piece of wall, from the floor to the ceiling, from which this dreamy, smiling figure did not peep.

Your sketchbook went with you everywhere – a cafe, a movie theatre, a club. Suddenly ideas would strike you and you would record them enthusiastically.

The New York winter of 2002 stretched long into the next year. Month upon month of continuous, disheartening, paralysing cold. Even the locals agreed that it was one of the hardest seasons the city had ever known. For us this cold was a source

of tears. It was so alien, our bodies could not cope. Under the four pairs of trousers that you wore, one on top of the other, and under my disintegrating red coat, we were shivering all the time.

We were more Levantine than ever. We fantasised about our Middle Eastern sun, as miserable as two junkies without their fix. The weather exposed our foreignness, mocked at our opinion of ourselves as universal beings dependent on nothing. Our passports held visas from the US Department of Immigration, authorising a legal stay in New York, but the winter seemed bent on deporting us. Neither the chicken soup we ate in the Ashkenazi restaurants in East Village nor the Sahlab we drank at “Cairo the Cafe” succeeded in warming our longing for home. During the interminable games of backgammon that we played I heard myself talking to you about Israel without a single drop of cynicism souring the words. Suddenly, and how ironic that it should happen with you of all people, I found in my voice a true love of homeland. I had to sit with a Palestinian guy on the freezing steps of City Hall in Brooklyn in order to admit to myself how attached I am to Israel. I had to go all the way to New York so that you, with the nostalgia of one born to a refugee family, who grew up with the ongoing longing for the landscapes that surrounded me throughout my whole life, would describe them to me. Far from them, by your side, I loved them perhaps more than ever.

It was snowing all around but we waxed poetic about the pale-silvery side of the olive leaves, about the light touch that cracks open the flesh of ripe figs, about the brassy smell of the carobs in bloom, about the invisible thorns on the skins of the cactus fruit. In the train, on the way to a friend's birthday party, we poured out our hearts about the smooth, dry smell of the air in the hills around Jerusalem, about the damp of the coastal plain, about the weariness of the noon hours in the July Hamsins. I compared our reflected faces

in the window. Behind it, the scenes that we were visualising were projected on the sooty walls of the backward rushing tunnel. The expression on our faces was the same expression, the vista was of the same homeland, only the passports in our coat pockets were different; the passports of enemies.

We mentioned the sea and we sighed a deep sigh that blew a small cloud of mist from our mouths. At every opportunity, as if it was surrounding our thoughts and appearing outside every window, the Mediterranean Sea found a way of entering our conversations. Ever since the course of our lives crossed in 8th Street, a new shade has been added to my picture of the sea. Since then, the water itself has seemed deeper.

Hugo and Mahmoud, through whom I met you, trailed after us that first evening. The trees were decorated for Christmas with chains of light and the shop windows with red and green. Through the film of dry tears that the cold brought to my eyes, everything sparkled more brightly. You told me you could not drive, could not shoot and could not swim. The awareness that I was Israeli and you were Palestinian lingered between us, simply because beyond it, we did not know much about each other yet. We were one man and one woman in the heart of the Village in New York: young, beautiful, flirtatious.

“Me – I’m a fish in water,” I boasted about my diving skills. And before you managed to react, I had already been swept away into excited chatter about the Mediterranean. I said that I could not bear the thought of living far from this treasure of Nature. I said that life in Tel Aviv is worthwhile only because of the blue background that stretches out behind it. I said it is the wonderful, open, Western Wall of my home. I said that for me it is holier than all the Holy Places. You were silent. “And how come you can’t swim, anyway?” I teased you, “What about the beach at Gaza?” You smiled

the sad version of that smile and described the difficulties that the Israeli occupation heaps on the passage of West Bank residents to the Gaza Strip. Embarrassment rooted me to the spot while you counted on the fingers of one hand the number of times you had bathed in the Mediterranean in your entire life. The inequality of our freedoms hit me powerfully because that evening, in New York, absolute equality existed between us. “Come on.” You turned and held those cold, dry fingers out to me. “I won’t throw you into the sea for that.”

All at once, everything between us became political. In a huge wave, the Israeli-Palestinian conflict flooded the space between us. For a long moment we walked without speaking. The thing that had enabled the immediate connection between us now imposed a certain distance. It flared into an argument after we left Hugo and Mahmoud at Astor Place and you finished the sentence you had started earlier. “But I really do believe that you and we have to share this sea, we have to learn to swim in it together.” The argument that began then, at two in the morning, continued throughout the entire winter. In the summer, suddenly, it was cut off.

The depressing weather broke me on the tenth of June. It was still raining. I booked myself a plane ticket and told you that in another five days I was going back to Israel. You asked enviously: “You’re going home?” I trembled, as usual, when we spoke that word. I never told you about those trembles. I do not know which of us started it and which of us picked it up, when it happened that we stopped saying “Israel” or “Palestine”. We simply said home, but we meant the same place. Through your Messianic gaze, it was always one place. In my eyes, from a distance of thousands of kilometers, it was the conflict that was ripping these two places apart that made them, paradoxically, one. From that distance, Abu Mazen seemed to be a brave new leader and Ariel Sharon was quoted as saying

“An end to the occupation”. The renewal of talks towards negotiations joined rumours of a rare spring that was sweeping the region after a blessed winter and I, filled with hope and with a physical need for the warmth of the sun, wanted to go home.

You were more doubtful about the Road Map. The peace you dreamed of would be realised on the day when there arose, between the sea and the river, a binational state, common to both peoples. I remember how your eyes shone when you described it with broad gestures. Equal, free, without borders. For you it was exciting, the expression of a wish, for me it was a prophecy of doom that made me tremble. Because of this disparity, the argument between us led nowhere.

I prayed and I still pray for a modest, lukewarm, mediocre peace – while you dreamed of harmonious, utopian, John Lennon reconciliation. I insisted repeatedly that the crisis of hatred and suspicion and resentment between the two peoples was too deep and tragic for such a dream to come true. You mocked me and said that I had little faith, that I was restricting the horizon of my thinking. I said that I was reducing my expectations to the measure of two separate narrow states because the one wide one would be the end of the State of Israel. You declared that only the continuation of the occupation would be the end of Israel. I said that I was filled with shame and criticism for what Israeliness looks like and for the occupation as its main feature, but I did not want it to change except for those bad and harmful features. You said that I was shortsighted.

I wanted the day to come when I would need a passport to visit you in Ramallah. I wanted you to come to Tel Aviv and be able to move about freely and safely when you visited me. The reason I love the thought of a Palestinian state with the borders of the Green Line is because then, at last, the State

of Israel will also have its own borders. Another reason I hope to live to see a Palestinian Independence Day is that I will then feel freer to celebrate my own Independence Day. Perhaps I told you this and perhaps I only mused anxiously that a binational state was liable to turn everything upside down, to switch our roles in this tragedy.

I see you now compressing your lower lip with disappointment and shaking your curls from side to side. Without a single drop of bitterness you would start again. Over and over you painted for me your vision of the New Middle East. The entire room, would then become a large, generous, ideal country: Israstine or Palestael, you would laugh suddenly; “we’ll call it whatever you like”. You would explain to me that there are two peoples but only one land. Our sources of water depend on each other, our economies are conditional upon each other, the Holy Places of the two religions are interwoven in the same city, the landscapes and the roads and the communities and the air space above them are in each other’s grip. “Deep inside you, you know very well that your grandchildren and my grandchildren will live together in this land, so why not now?” you would ask, “why not us?”

This was the stage at which I would despair. I want to go back to the 1967 borders, but you want to return to the non-borders of ’48. Stamping my feet and waving my arms, I was no longer capable of hearing your answer.

I can’t really remember when exactly you too decided to leave the United States, but from that day nothing else concerned us. The time we had left together we spent wandering in the streets, drinking and smoking but mostly intoxicated with the sudden decision to leave. We went again to the Botanical Gardens, again to the Brooklyn Bridge, again to Union Square. It was not only the town I

was taking leave of, it was you too. Before I left for the airport we embraced again and I gave you a bitter smile. “Yaallah, baby,” I then spoke the words that now make my flesh creep, “See you in the next world”. We both knew that, even though Ramallah and Tel Aviv are less than an hour apart by car, it would be very hard for us to meet. We knew that if we had not taken a flight of twelve hours from there to another country, to a generous city like New York, we would never have met. It was equally clear to us that even if we had met, say at some left-wing demonstration, we would, at most, have achieved a polite friendship. A bond like this could not be formed between two people facing the physical and theoretical barriers that from now on would stand before us.

Your answer, too, seems to me today like a bad omen, but then it was light and optimistic. “Not in the next world,” you said, “Next time we meet it will be in Jaffa; we’ll sit by the sea and eat fish.” I got into the taxi and did not know that, with the exception of the meal you planned for us, it was all going to come true. We arrived, three weeks apart, in Tel Aviv and Ramallah. During the ten days that you managed to spend there, we spoke on the phone two or three times. You told me about the relatives and friends that you were visiting after a four-year absence. Today these visits seem like dark hints, a leave-taking ceremony. Because on August 6 you came to the sea and since then we are both here, in Jaffa. I am now living next to the Greek Church, opposite the port. The sea surrounds the house I have rented and appears outside every room, at every window. From the balcony I can see the exact spot from which you set out on your last journey. I sigh, once because of this spectacular beauty and once for you. This sea is different from the sea I left and different from the one I recollected in New York. Your death has conquered it, dominating the entire expanse. Death has made you finally omnipotent, turned you into Hassan who is Everywhere. Now you bear the

bluest identity card there is and hover with total freedom above this country.

I imagine you sailing back and forth like a figure in one of your drawings, from Rosh Hanikra in the north all along the coastal plain down to the southern strip in Ghaza. If I ever thought that your joy of life was a political statement, today I know that the way in which you lost your life defined it finally. Now we share the sea with complete equality – you from the water and I from the shore – I want to tell you that your binational dream has been realised in a terrible way.

I want you to know that the movie that you are starring in has been playing for the last five months on the blue screen of the sea shore in Tel Aviv. I watch it from the balcony; it opens on the morning of August the sixth when four young Palestinians leave Ramallah for a one-day illegal stay in Israel. Karma is driving the car, you are sitting next to her and in the back are your youngest brother Waffa and Samer, your nephew. You go through the Kalandia checkpoint with exceptional ease and the whole way west, following the humidity towards Tel Aviv, you all sing and take each other’s pictures. The car parks near the clock tower in Jaffa. When Waffa heads for the market to buy fruit, the three of you go down to the no-swimming beach at the foot of the mosque, far from the lifeguards. You choose an isolated spot so as not to arouse suspicions. The waves are rough. When Karma and Samer go in to have a dip you only roll up your trousers. As they go deeper you wave to them with ever longer gestures from the shore.

I can hear from here the sigh that perhaps you sighed. I guess at the salty smell that filled your lungs, the water lapping at your ankles and the feeling of the sand on the soles of your feet. I see your beautiful eyes moving with pleasure, drawing the perfect line of the horizon. Maybe you looked

back from time to time, stimulated by the approaching taste of the fruit. But the next time you turn your gaze back to the distance, Samer is gone. I can imagine your feverish thoughts, Karma’s signals of distress, your anxiety welling. I think of you deliberating. Unable to stand aloof, you remove the striped shirt you were wearing that day and then strive to swim out, fighting the waves, choking. I see your movements becoming fewer, slowing down, your strength fading, your body growing cold.

But more than anything I think of you deep in the water that surrounded you, infinite as air. The moments when you realise that not only can you not save Samer but that you yourself are drowning, haunt me ceaselessly. I cannot imagine the silence that must have enveloped your senses and the crushing loneliness, or perhaps only a sort of emptiness. Over and over I try to guess at your thoughts in those minutes, what came into your mind as life ran out of you. I want to hope that they were full of awareness, full of inspiration, full of light. I want to believe that you were carried away on underground currents as by a wind, that you let the blue colours lead you serenely and reconciled, maybe even with curiosity. I see you as an illustration in a children’s book, in slow motion- neither man nor boy, all curls, bejeweled with seaweed and shells, sinking with closed eyes among the strokes of the paintbrush that depict the water, while on your lips hovers a faint, soft smile.

My dearest Hassan, you entered and left my life so quickly that now I think I imagined you. The friendship between us seems impossible, a wild invention, considering the iron certainty of the occupation on the one hand and the terrorism on the other. I look from here at who we were in New York and see us as other people saw us – with disbelief. Neither the Americans nor the Israelis and Arabs who live there understood our bond. We

seemed strangers to them when we reminded each other to ring home after every suicide bombing in Israel and with every report of the Israeli army operation in the territories. The American Jews, for example, could not understand how it was that your Arabness is more familiar to me than they will ever be. We come from the same neighbourhood, I used to say, but today, when I think of it from here, I too wonder at us.

I keep remembering the blurred sight of your face through the cigarette smoke and the mists of inebriation or through the curtain of those dry tears of cold and the utterly prophetic words you let fly one day, stoned out of your mind. You said that perhaps we should set up a sort of protest movement of friends. I would introduce you to all my Israeli friends and you would introduce me to all your Palestinian friends. We would throw a party, you said, turned on by the idea – parties! Later, all my friends and your friends would introduce each other to all their friends; the thing would grow and become stronger. People would learn to love each other, learn to forgive each other. There would be comfort, reciprocity, you will see, you said, taking another drag and exhaling the words slowly from your lungs. It will change the situation, I am telling you, a movement like this could change the whole political map in the Middle East. And then you burst out laughing.

Hassan Hourani was born in 1974 in Hebron. In 1992 he graduated from the Hussein Bin-Ali Secondary School in Hebron and was admitted to first degree studies the Academy of Fine Arts in Baghdad. His first solo exhibition “Sketches” was shown in a local gallery and an Iraqi television crew filmed his graduating project, “What Remains”, as a 35 minute documentary.

On his return to Ramallah in 1997, he taught art at the Women’s Society College in town and work-

ed in the Wassiti Art Centre in East Jerusalem. He participated in group exhibitions of young Palestinian artists in Egypt, Jordan, Qatar, the United Arab Emirates and South Korea. His works were awarded first and second place at modern art festivals that were held in Ramallah in 1993 and in Jerusalem in 2000.

In 2001 he arrived in New York where his work was shown in a one-man show "One Day, One Night", and in the UN Building.

On August 6 last year, he drowned off Jaffa beach. He had completed with colour only ten of the forty drawings that make up the children's book he was writing and illustrating: "Hassan Everywhere".

The book will be published by Al Quattan, a Palestinian cultural foundation, this year. Al Quattan has also established the Hassan Hourani Young Artist of the Year Award.

FCB

OLYMPUS
Your Vision, Our Future

AUSDRUCK

hat seine eigenen Gesetze. Nicht nur beim Tanzen. Diese Kameras bieten Ihnen innovative Technologie in einem kompakten Metallgehäuse. Da stimmt das Ergebnis. Berührt Sie das? www.olympus.ch

IT'S DIGITAL.

 μ[mju:]400 DIGITAL

 μ[mju:]410 DIGITAL

 C-60 ZOOM



PHILIP MORRIS

BLENDING IS AN ART FORM



Light in taste

Rauchen gefährdet die Gesundheit. Nuit gravement à la santé. Fumare mette in pericolo la salute.

JUDITH HERMANN



Das besteht doch alles aus Silicium

(Lesezeit: ca. 2'31)

Am späten Donnerstagnachmittag sprach mich auf der Kreuzung Eberswalder Straße – Schönhauser Allee ein Mädchen an. Sie sagte «Entschuldigung, wo ist die Schönhauser Allee» und ich sagte «Du stehst drauf», sie sagte «und wo ist die Eberswalder Straße», ich sagte «du stehst ebenfalls drauf, du stehst auf der Kreuzung Eberswalder – Schönhauser» und sie sah an mir vorbei auf die Gleise der Hochbahn mit sich weitendem Blick. Ich habe jahrelang ein Foto von dieser Kreuzung in meiner Küche hängen gehabt, ein Farbfoto, die Kreuzung bei Sonnenuntergang, die schönen Leuchtspuren der Autoscheinwerfer, die rotgrünen Ampellichter, sich kreuzende Straßenbahnen, ein unwirklich purpurfarbener Abendhimmel über allem. Das Foto hängt nicht mehr in der Küche, keine Ahnung, warum. Am späten Donnerstagnachmittag hatte ich einen kleinen Koffer dabei und das Mädchen auf der Kreuzung sagte «Gute Reise», als ich ging, sie war aufmerksam, ziemlich freundlich.

Ich bin dann mit dem Nachtzug nach Wien gefahren. Ich hatte eine Lesung in Wien, ich habe vor

einem halben Jahr darüber nachgedacht, vielleicht nach Wien zu ziehen, weil ich Berlin nicht mehr mag, weil ich die Kreuzung Eberswalder – Schönhauser nicht mehr mag, dieser Gedanke ist ebenso verschwunden wie das Foto der Kreuzung, ich mag Berlin nicht wieder, aber ich will nicht mehr nach Wien. Ich fuhr nach Wien, wie man nach Bielefeld fährt. Ich lief durch den Zug auf der Suche nach dem Speisewagen und ich rüttelte lange an einer verschlossenen Tür, bis ich hinter der Scheibe die ins Unendliche verlaufenden Schienen in der Dunkelheit erkannte, eine rote Signallampe, Regen auf dem Fensterglas, dies war der letzte Waggon, es gab keinen Speisewagen. Im Schlafwagen lag ein dicker Schaffner auf einer Pritsche und las die Zeitung, er bot mir gelassen ein Schinkenbrot an und einen Schluck Wodka aus der Flasche. Ich setzte mich auf den Rand seiner Pritsche und wir lächelten uns von Zeit zu Zeit an, der Wodka war eiskalt und das Schinkenbrot gut. Als ich ging, sagte ich «Gute Nacht» und er sah kurz von der Zeitung hoch, die Zeitung war aus gelbem Papier, von 1975. Ich rauchte eine Zigarette im Gang vor meinem Abteil, fünf Meter

weiter, am nächsten Aschenbecher, rauchte ein Junge im grauen Mantel, wir blieben bis Jena Paradies so stehen, auch als die letzte Zigarette schon lange zu Ende war standen wir so, starr und glücklich hingegeben an alle Möglichkeiten, die wir denken konnten, in einem Nachtzug, in einem Zug überhaupt und in der Nacht ohnehin, dann wandten wir uns gleichzeitig um, gingen jeder in sein Abteil, zogen die Türen sachte hinter uns zu. Ich schlief gut.

In Wien hatte mir der Veranstalter seine Wohnung zur Verfügung gestellt, eine Schuhschachtel von einer Dachkammer mit einem Dachgarten groß wie ein Fußballfeld und einer Aussicht auf gar nichts, außer einem Kran, in dem der Kranführer wie ein langsames Insekt seinen alltäglichen Aufstieg in die Kabine begann, mir wurde schwindelig und ich musste wegsehen. Im Küchenschrank Besteck und Geschirr für ein ganzes Festgelage, kein Tisch aber und nur ein einziger Stuhl. Gegen Nachmittag plötzlich und ausweglos das Gefühl eines drohenden Unheils, eine zitterige, alpträumhafte Unruhe. Ich ging hinaus und lief ziellos Richtung Zentrum, lief auf der Stiegegasse in einen Unbekannten hinein, der wissen wollte, wo das Kaffeehaus Sperl sei, ich sagte «Ich weiß es nicht», mit einer unsinnigen Betonung, er sagte «Kommen Sie mit, auf eine Melange, wir finden es schon», wenn ich mich nicht irre, hielt er mich dabei am Handgelenk fest. Er sagte, er sei Tourist, so wie ich, ich hätte es lieber gehabt, wenn er mich für eine Fremde und sich für einen Fremden gehalten hätte, das ist genau das Pathos, das ich mir abgewöhnen sollte und nicht abgewöhnen kann. Im Kaffeehaus Sperl lag der Staub in einer feinen Schicht auf den Spiegeln, Staub auf den Tischen und in der Melange, die Kellner eingehüllt in graue Wolken, winzige Wassergläser auf grünlich angelaufenen Silbertabletts, keine Musik. Der Unbekannte also ein Physiker, ein Spezialist für Halbleiter, kannte sich aus mit Chips – «Halbleiter, sagt Ihnen das was», und ich sah keinen Grund,

nicht ehrlich zu sein – in Wien wegen eines Vorstellungsgesprächs bei einer Firma die Chips zur elektronischen Kriegsführung herstellt, Chips für Asien, Asien sei der Markt der Zukunft für die elektronische Kriegsführung. Seine Augen waren sekundenlang und wahrhaftig samtbraun, bodenlos und von einer bemerkenswerten Heiterkeit. Ich dachte an Wondraschek, der mir suspekt ist und der trotzdem einen Satz geschrieben hat, den ich nicht vergessen habe – Männer müssen für Kriege taugen. Der Physiker sagte «es gibt immer eine Welt hinter der Welt». Auf dem Tischchen hinter ihm jedenfalls Platten voller Palatschinken, Sachertorte und Baumkuchen aus einer lange vergangenen Zeit. Ich dachte an Asien und an die Mongolei, an die Kreuzung Eberswalder Schönhäuser, an das Mädchen am Nachmittag des gestrigen Tages, das ich gefragt hatte, was sie denn eigentlich suchen würde. Der Physiker sagte, er habe schon die Bundeswehr verweigert und er würde selbstverständlich nicht für die elektronische Kriegsführung nach Asien gehen, auch wenn er der führende Physiker sei europaweit in Sachen Halbleiter und Chips und sie ihm sicher ein Monatsgehalt zahlen würden von 20'000 Euro. Als wir gingen, stand ein Auto mit getönten Scheiben vor dem Kaffeehaus, ein Asiate an der geöffneten Tür, ich sah weg, und als ich wieder hinsah, war der Physiker verschwunden und das Auto ebenfalls. Silicium. Er hatte gesagt, letztlich bestehe nämlich alles aus Silicium.

Die Lesung am Abend fand in einem Keller statt bei fünf Grad Celsius auf einer Bühne vor Regalen voller signierter Thomas-Bernhard-Bücher. 50 Zuhörer. Der Veranstalter rauchte deartig unentwegt, dass es selbst mir auf die Nerven ging. Er konnte es nicht abwarten, mir mitzuteilen, mein Buch nicht gelesen zu haben, und flüsterte mir hasserfüllt «dass Sie in Deutschland ein Sternchen sind, heißt noch lange nicht, dass Sie es auch in Österreich sein müssen» ins Ohr. Im Publikum erstaunlicherweise der Wiener Konik,

den ich aus dem Kaffee Burger in Berlin kenne und der die Eigenart hat, sich kleine Einweckgummis um die Fingergelenke zu schnüren wie Ringe. Der Schriftsteller Radek Knapp, ein Pole, der manchmal in Wien lebt, aber meist in Warschau. Exakt zum Öffnen der ersten Flasche Wein nach der Lesung mein Freund M., eingeflogen aus Berlin mit der Germania. Wir gingen aus. Keiner mochte den anderen und keiner hörte zu und alle redeten durcheinander und wollten grundsätzlich Grundverschiedenes. Feinde mit kannibalistischen Gedanken an einem Tisch voller Wein und Essigwasser. Und was tut man dann, an Abenden wie diesen, in einer mondweiten Entfernung von allem, was sein sollte und ein Herzenswunsch ist. Der Wiener Konik hatte ein kleines, blaues Einweckgummi aufgehoben, auf dem Weg in die Kneipe, in der wir jetzt saßen und am Ende unseren Wein selber bezahlen mussten, weil der Veranstalter keine Gelegenheit gefunden hatte, uns zu erklären, wie um alles in der Welt er ein Veranstalter geworden, und uns also auch nichts schuldig war. Ich hatte das kleine blaue Einweckgummi auf der regennassen, schmutzigen Straße gesehen, aber ich war darüber hinweggelaufen, der Wiener Konik hatte es auch gesehen und aufgehoben und um seinen kleinen Finger herumgewickelt. Er saß mir am Tisch gegenüber und ich sah ihn an und sagte «Wie viele von diesen Einweckgummis hast du eigentlich» und er sagte nachdenklich und ernsthaft «bestimmt tausende. Tausende in Wien und ebenso viele in Berlin, wenn ich ein starkes finde, hänge ich die kleinen, schwächeren daran auf und so werden es mehr und mehr und so ist es dann.» Soll man das seltsam finden? Sich darüber wundern? Mein Freund M. saß neben mir und schwieg und zog sein ganz besonders nihilistisches Gesicht, eine Parodie der Überforderung und des Weltenüberdresses, sollte ich das seltsam finden, mich darüber wundern? «Was macht mein Freund Stanislaw Lem», fragte

der Veranstalter den Schriftsteller Radek Knapp, der Wasser trank und aussah wie ein polnischer Clown. «Ist er wirklich dein Freund», sagte Radek, streng und fordernd, «mein liebster», sagte der Veranstalter und es klang falsch. «Dann gebe ich dir etwas» sagte Radek, griff in die Jackentasche und holte eine Walnuss hervor, «die letzte Nuss dieses Herbstes aus Stanislaws Garten und ich schenke sie dir». Er legte die Walnuss auf den Tisch und dann ging er. Der Veranstalter ging zehn Minuten später ebenfalls und ließ die Nuß liegen, er sagte, diese Nuss sei sicher nicht aus Stanislaw Lems Garten und Radek Knapp sei nichts als ein Geschichtenerzähler. Er ging und ich nahm die Nuss und steckte sie ein.

Der Wiener Konik hat mir dann spät in der Nacht und zum Abschied das kleine blaue Einweckgummi geschenkt und ich habe es um die Nuss herumgewickelt, um die schmale Naht in ihrer hölzernen Mitte. Ich bin mit meinem Freund M. im Taxi in die Wohnung des Veranstalters gefahren und habe ihn im Taxi gefragt, ob seine schöne Reisetasche eine neue sei. Er hat «Was fragst du so blöde» geantwortet und ich habe beschlossen, mich auch darüber nicht wundern zu wollen. Wir haben die Tür zum Dachgarten mit der Aussicht auf gar nichts geöffnet und sind schlafen gegangen. Ich habe an den Physiker gedacht, an seinen Satz, es gebe immer eine Welt hinter der Welt. Ich habe an das Mädchen auf der Kreuzung Eberswalder-Schönhäuser Allee gedacht und an ihre Antwort auf meine Frage, wonach sie hier eigentlich suche. Sie hat «Nach einem mongolischen Zelt» geantwortet, «nach einer mongolischen Jurte, die soll hier irgendwo sein», sie hat mit weitem Blick auf die Kreuzung, auf die schönen Leuchtspuren der Autoscheinwerfer, die rotgrünen Ampellichter und die sich kreuzenden Straßenbahnen geschaut und sie hat die mongolische Jurte gesehen, ich auch.



CRÉATEUR D'AUTOMOBILES

MEGANE
RENAULT SPORT

Besondere Merkmale des kompromisslosen Sportlers: Turbo 2.0 16V, 225 PS, 300 Nm, 0-100 km/h in 6,5 Sekunden, enggestuftes 6-Gang-Getriebe und ein besonders sportliches Fahrwerk. Bei so viel Temperament bleibt die Sicherheit trotzdem gewährleistet. Kurz: ein aussergewöhnlicher, rasanter Fahrspass für alle Sportwagenfans. Erhältlich als 3- und 5-Türer. Ab Fr. 38 200.- netto*. Mehr Infos unter Gratis-Nummer 0800 80 80 77 oder www.renault.ch

Da fährt man gerne hinterher. Wenn man kann.

Der neue Megane Renault Sport mit 225 PS.



* Megane Renault Sport 2.0 T, 225 PS, 1998 cm³, 3-türig, Treibstoffverbrauch 8,8 l/100 km, CO₂-Emissionen 209 g/km, Energieeffizienz-Kategorie D, Fr. 38 200.- netto (inkl. MwSt.). Abgebildetes Modell: Megane Renault Sport 2.0 T, 225 PS, 1998 cm³, 5-türig, Treibstoffverbrauch 8,8 l/100 km, CO₂-Emissionen 209 g/km, Energieeffizienz-Kategorie D, inkl. zusätzlicher Ausstattung, Fr. 38 900.- netto (inkl. MwSt.).

NORA



Mail von Nora

(Lesezeit: ca. 1'20)

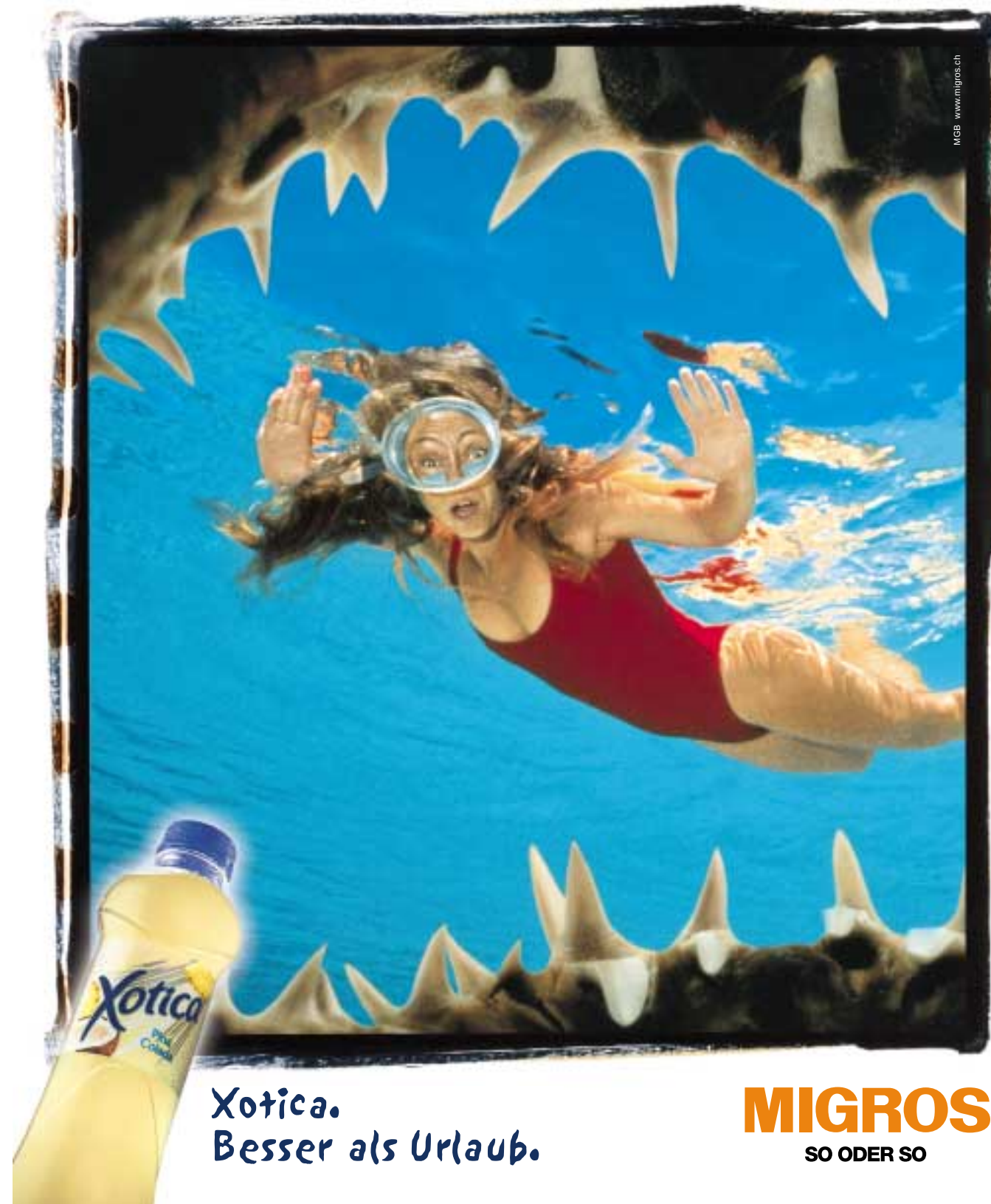
Ma chérie
amore. Seit jahren war ich nicht mehr in italien. ich bin froh. den frauen geht es viel besser. den männern weiß ich nicht. ich aß auf einer piazza. In arezzo. es war mild, angenehm im schatten der großen säulen. sie sagte: weißt du, ich koche nicht, ich bin immer im restaurant. er: ah?! sie: aber wenn du mir etwas zu kochen lehren willst... das hätte sie nicht sagen sollen, hab ich gedacht. emanzipiert, ungefähr unser alter aber ja, sie denkt trotzdem, sie sollte vielleicht doch kochen lernen. beide waren am anfang einer beziehung, hatten noch nicht gefickt – oder vielleicht werden sie es nie machen... vielleicht. was dachte der mann? bald werden die ragazzi keine mamma mehr haben, die fähig ist zu kochen. oder gar keine mamma mehr. die italiener machen keine bambini mehr, heiraten nicht mehr, wenn schon, die frauen lassen sich scheiden – besonders während der sommerferien, da sie dann zeit haben für sich selbst und den liebhaber, diese executiv women. aber vielleicht wird es gar keine männer geben, ein genetiker sagt, das chromosom y ist am

sterben, die sache ist ernst... wer wird dann im restaurant für uns kochen? als ich in florenz gelebt hab, ich war 20, das war gestern, war es unmöglich, dass ein mädchen, eine frau allein ins kino geht, allein in einer kneipe sitzt, dann allein im restaurant essen... völlig unvorstellbar. auch zwei frauen zusammen, unmöglich. man musste immer wenigstens zu 15 zusammen rausgehen, frauen und männer zusammen – o.k. die männer durften ohne frauen. wir nicht. nein, sagte meine freundin, ich hab versucht, allein mit ihr rauszugehen, sie fühlte sich nicht gut. Trotzdem war ich oft allein, in ganzen italien, im süden, autostopp... war lustig. aber ich konnte nicht atmen, vielleicht auch deswegen bin ich dort nicht geblieben. ich mag allein sein. jetzt siehst du überall frauen allein, sie spazieren allein, sie trinken ihren prosecco allein, sie essen allein indem sie ein buch lesen... endlich fühl ich mich in italien normal. ob alle diese alleine – frauen glücklich sind – genau wie wir. fortschritt. frauen allein. sowieso gibt es bald – also in 25'000 generationen – keinen y mehr. nach arezzo war ich in rom. letzte woche. Ich saß im antico caffè pace. da kommen intellek-

tuelle, künstler. dazwischen viele serben, die in rom leben, ob künstler, ob intellektuelle... apropos, hast du gelesen, in der kneipe, wo die leute meines landes hingehen, in zürich, wurde geschossen. um 4 uhr morgens, es war voll, zwei männer wurden im bauch getroffen. das hab ich verpasst. zu dieser zeit war ich in rom, in diesem caffè wo du am anfang gar nicht merkst dass diese männer, die ins telefonino schreien und sich die eier kratzen, keine italienischen machos sind – die gibt es nicht mehr, denk ich, sie kochen –, sondern machos meines landes. also es war einmal mein land. sich die eier kratzen bringt glück, besonders wenn man das vor einer madonna macht, hatte mir mein erster liebhaber (aus spanien) erklärt. Im antico caffè pace, d.h. auf der terrasse, gab es auch eine frau. mit einem großen hund. Sie trank einen prosecco, aß oliven, rauchte. der – sehr – großer hund neben ihr. zufällig kam eine ihrer freundinnen. nicht so schön wie sie. sie sprachen. die freundin sagte, du weißt, die liebe, ja, sie kommt, sie geht, ob man mit glücklicher ist... lese lieber. neulich hab ich dieses buch.... apropos bücher, feltrinelli und mondadori haben so schöne buchhandlungen gemacht, mit lesecke, sessel,

mit bar und sie sind voll. ich denke, heute lesen die italiener mehr als sie ficken. das ist fortschritt. apropos ficken, du weisst, ich war mit dominique, schwul, ich weiß, du magst keine schwulen, für mich sind sie die besten freunde, also mein schwuler freund hat gefickt. er. wir waren zusammen zum abendessen. dann hat er gesagt, ich hab pläne. o.k. schatz, ich spaziere allein bis zum hotel. rom by night, so schön, endlich ruhe in den ruinen. nur ein paar italiener. frauen mit rosen. nichts ist passiert. einfach schön ruhig. dominique ist zehn minuten nach mir im hotel angekommen. ich bin gelaufen, inzwischen hatte er zweimal gefickt. er. mit vista auf den colliseo, fori imperiali. das ist das schönste an der sache, im park ficken, mit vista auf den colliseo, sagte er, er, der jeden stein, jedes gemälde roms kennt. am folgenden tag war ich auch vor den ruinen, heiliger platz, wo früher vier tempel standen. In den ruinen, unzählbare katzen. die da leben. In frieden. die gefüttert werden. die alle sterilisiert sind. die nicht mehr ficken. wann fahren wir zusammen nach rom?

deine nora



Xotica.
Besser als Urlaub.

MIGROS
SO ODER SO



Renée Zellweger

(Lesezeit: ca. 2'02)

Die Schönheit. Klar, gutes Thema. Ich habs ja zum Glück einigermaßen leicht mit der Schönheit. Im Gegensatz zu den Superstars, meine ich. Erstens will mein Gesicht einfach irgendwie nicht altern, obwohl ich doch ein anstrengendes Jet-Set-Leben mit Tausenden von Flugstunden in schlecht belüfteten First-Class-Abteilen verbringe und mindestens dreihundertmal im Jahr eine überdurchschnittlich lange Nacht vor mir habe. Aber bis jetzt: Kein einziger chirurgischer Eingriff und ich denke, das bleibt auch noch ganz lange so. Im Gegensatz zu den Stars steh ich ja einfach nicht unter diesem wahn-sinnigen Stress. Ich muss nicht denken: Ist mein Gesicht gut genug für die Kamera von Quentin Tarantino oder Baz Luhrman oder Lars von Trier oder so? Ich bin ja keine Schauspielerin.

Ich weiß, dass ich mein Gesicht mag, dass Millionen von Männern mein Gesicht mögen, und das lässt mich immer total relaxt sein. Ich weiß, dass ich schön bin und dass ich das niemandem beweisen muss. Das ist tatsächlich eine Frage des inneren Gleichgewichts und Selbstwertgefühls,

und ich bin mir selbst auf jeden Fall sehr viel wert. Wahrscheinlich gibt es nichts auf der Welt, was mir mehr wert ist, als ich selbst. Doch, das wage ich jetzt mal so zu sagen. Man kann den andern ja immer nur dann viel geben, wenn auch viel vorhanden ist. Die Eigenliebe muss also immer ein kleines Stück größer sein als die Nächstenliebe, sonst funktioniert das gar nicht. Von wegen «liebe deinen Nächsten wie dich selbst», so ein Quatsch! Das hat Gott echt nicht gründlich genug überlegt, da hätte er besser mich gefragt!

Die Sache mit meiner Schönheit ist für die Stars natürlich nicht immer leicht. Ich meine, da steh ich seit vielen Jahren an ihrer Seite, verkörpere immer noch die blühende Jugend, darf es wagen, Kleidergrösse 40 zu tragen, während sie sich in eine 34 quälen müssen, damit sie auf der Leinwand auch nur halbwegs so attraktiv rüberkommen wie ich in Wirklichkeit. Ihre Gesichter werden langsam ganz dürrig vor Diäten und innerer Anspannung und ich darf einfach immer mich selbst sein. Die Armen, ehrlich. Ich fürchte mich etwas vor dem Tag, an dem man Nicole Kidman

zum ersten Mal als meine Tante oder gar Mutter bezeichnen wird. Das wird echt hart für sie. Aber das ist dann ja wirklich nicht meine Schuld.

Ein einziges Mal habe ich gelogen, was mein Aussehen betrifft, das erzähle ich Ihnen jetzt aber nur, weil Sie sich neulich so in Unkosten gestürzt haben für den Stoff. War lecker, nicht? Das gehört auch zu meinem regelmäßigen Entspannungsprogramm für Körper und Seele. Wenn ich mir den Stoff nämlich so anschau in seiner kristallinen Reinheit, wird mir immer ganz meditativ zu Mute: Ich denke an Schnee, ich denke an Gletscher, ich denke an tiefe Ruhe, einen Winterhimmel, Weihnachten zu Hause, frische, blütenweiße

Bettwäsche, von Mutter gebügelt, ein Brautkleid, ein Schaumbad, ein Eselsmilchbad, eine Frischzellenkur aus frischgemolkenem Sperma... ich denke an ein leeres, weißes Blatt, auf dem ich ein neues, wunderbares Kapitel meines glücklichen Lebens zu schreiben anfangen... und wenn ich dann diesen einen, langen Atemzug voll feingemahlener Kristalle nehme, dann explodiert mein Kopf in einem Glücksnebel und mein Blut fühlt sich an wie ausgewechselt durch einen wärmeren, dunkleren Strom...

Ich sage Ihnen, besser können Sie sich nicht entspannen. Aber vielleicht sind Sie dazu doch noch ein bisschen zu jung, Anwendungen wie diese

43



Mit Happy Weekend telefonieren alle unter 27-jährigen Kunden von Swisscom Fixnet (ohne Carrier Preselection) jeden Samstag und Sonntag gratis. Gilt innerhalb der Schweiz, für Anrufe von Festnetz zu Festnetz. Bluewin ADSL-Neukunden schenken wir zusätzlich die Aufschaltgebühr und die ersten 3 Monatsraten. Infos und Anmeldung: 0800 800 800 oder www.swisscom-fixnet.ch/happyweekend.

Gratis telefonieren bis zum Umfallen – jedes Wochenende.

Gratis dazu:
3 Monate ADSL von Bluewin

swisscom **fixnet**
Einfach verbunden.

haben doch auch immer mit einem großen, gereiften Verantwortungsbewusstsein zu tun, das sollte man ja nicht einfach so auf die total leichte Schulter nehmen. Ach so, das kennen Sie alles schon, na dann will ich Sie nicht weiter langweilen, aber sagen Sie doch schnell, welche Ware Sie die beste finden? Gut, danke, werd ich mir merken. Oder besser noch: Sie bringen nächstes Mal einfach ein wenig davon mit? Dann machen wir mal so richtig auf Marianne Faithful oder so... Ich freu mich. Apropos Faithful: Die war ja auch so ein dünnes Gerüst, damals, als sie berühmt wurde. Noch ein bisschen schlimmer als Renée Zellweger in diesem Tanzfilm «Chicago», genau. Ich habe Renée ja noch nie leiden können. Die macht immer so auf schmallende Zuckerschnute, und Frauen, die sich so zickenmäßig aufführen, kann ich ja gar nicht leiden. Da bin ich ja leider eine strenge Verfechterin der Natürlichkeit.

Die Lüge, fragen Sie? Ah, ja, sorry, ich hab Ihnen ja vorhin die einzige Lüge über mein Aussehen versprochen! Aber dazu wollte ich ja gleich kommen! Ja, die hat mit der Zellweger zu tun! Bestimmt ist Ihnen auch schon aufgefallen, dass die seit einiger Zeit so ein komisch zerknautschtes Gesichtchen hat. Ja genau, wie Drew Barrymore, aber noch etwas mehr in Richtung Pekinese. Ziemlich unappetitlich, finden Sie nicht? Die frisch abgesogene und durchtrainierte Figur kam ja damals in «Chicago» ganz gut rüber, auf der Leinwand jedenfalls, in Wirklichkeit sah das ja aus wie so ein zähes Huhn, das nur aus Knochen, Sehnen und Muskeln besteht.

Eine Art Huhn übrigens, die Sie zum Glück weder in Europa noch in Amerika irgendwo finden, aber ich musste das schon mal in Hongkong essen. Dort sind die Bauern ja furchtbar arm und haben keine richtigen Mastfarmen, wo den Tieren ein bisschen Fleisch auf den Leib verpasst wird. War echt schrecklich, aber ich konnte das damals nicht abschlagen, das Huhn hatte schließlich den

Eltern von Maggie Cheung gehört, die ich gerade bei den Dreharbeiten zu «In The Mood for Love» besuchte, und ihre Eltern wollten uns doch eine ganz besondere Freude machen. Brrr, mir schütteln sich heute noch die Eingeweide, wenn ich daran denke. Und genau wie dieses Huhn von Maggies Eltern also sieht die Zellweger in Wirklichkeit aus.

Die Wahrheit ist doch: Wenn die Männer eine Frau wie die Renée auf der Leinwand sehen, wollen sie alle mit ihr schlafen. Aber sobald sie dann vor ihnen steht und zum Beispiel ich daneben stehe, wollen alle nur noch mit mir ins Bett.

Tja. Kurz vor den Dreharbeiten zu «Chicago» habe ich sie zufälligerweise einmal getroffen, keine Ahnung wo, Cannes, New York oder doch London, egal, auf jeden Fall war es nur wenige Tage nach meiner Spitzenaffaire mit dem Leibarzt von Robbie Williams. Ich hatte also gerade mal wieder eine jener effizientesten Frischzellenkuren der Welt ganz ausführlich genossen und sah absolut hammermäßig aus. Renée stand völlig fassungslos vor mir und japste nur noch: «Dein Arzt, schnell, gib mir die Adresse von deinem Arzt, das will ich auch!» Ich schaute ein bisschen schräg, da griff sie sich ins Dekolleté und holte einen Wust Banknoten heraus und stopfte ihn in meine Handtasche. Jetzt müssen Sie sich das mal vorstellen: Die Tanzproben für «Chicago» liefen bereits, aber im Tanzstudio der Filmgesellschaft hatte es einen Wasserrohrbruch gegeben und so war den Mädchen in all der Hektik nichts anderes übrig geblieben, als die Proben für einen Abend in den Stripclub über die Straße zu verlegen. Daher der Geldklumpen.

Ich dachte noch einmal gründlich darüber nach, wie wenig ich Renée, mochte und gab ihr dann tatsächlich die Nummer eines Schönheitschirurgen. Eines Kurpfuschers allerdings. Das Resultat kennen Sie ja. Schön, nicht? Unten ein

chinesisches Huhn, oben ein chinesischer Hund. Die kommen doch aus China, die Pekinesen, oder? Ich sehe gerade, dass Ihnen auch eine gewisse Erschöpfung ins Gesicht geschrieben steht. Und

haben Sie auch Hunger? Dann lassen Sie uns doch so ein chinesisches Huhn bestellen und auf Renée anstoßen, darauf hätte ich jetzt total Lust.



Ist filmen deine Leidenschaft? Dann dreh einfach einen 30-Sekunden-Spot zum Thema «Gratis telefonieren am Wochenende». Alles was du dazu brauchst, ist eine gute Idee, eine Kamera und etwas Glück. Mach mit. Vielleicht gehört dir schon bald ein 17" Breitformat Apple PowerBook G4 mit DVD Brenner inkl. der preisgekrönten Schnittsoftware Final Cut Pro. Detaillierte Infos findest du unter www.swisscom-fixnet.ch/happyweekend.

Einfach deinen Werbespot drehen und gewinnen!

Zu gewinnen gibt's: PowerBook und iBook Computer von Apple inkl. Schnittsoftware.



Wie eine deutsche Sex-Ikone mein Stück spielte und nach 15 Minuten das Publikum weg war

(Lesezeit: ca. 2'10)

Ich bin einmal mit Lilo Wanders durch die Hölle gegangen. Aber zuerst die Vorgeschichte: Lilo Wanders, die Hamburgerin, ich sag es gleich, halte ich für eine wirkliche Künstlerin.

Als mein Verlag sagte, die Wanders aus der deutschen Sendung «Wa(h)re Liebe», die wöchentlich über das Neueste auf dem Erotik-Markt berichtet, sie spiele jetzt mein Debütstück «Der graue Engel», da rief ich: «Na, wenn das mal gut geht!» Natürlich habe ich gleich VOX angeschaltet und sah sie, diese riesige Frau mit ihrer Marlene-Dietrich-Perücke, wie sie zwischen piepsenden Porno-Sternchen stand und komischsten Club-Berichten, in denen deutsche Paare sexuelle Übungen machen und dabei gucken, ob unter den Matratzen gute Hygiene herrscht. Die Wanders stand in ihrer Sendung mit ihren bestimmt 1 Meter 80 wie ein Leuchtturm, der zwar den Schiffchen da unten ein paar Signale sendet, aber im Prinzip schwebte sie weit entfernt über dem profanen Verkehr.

Dann gab es – nach der Uraufführung in Zürich mit Ann-Marie Blanc – die Premiere vom «Grauen Engel» mit Wanders in Frankfurt, diesem Stück, in dem ich versuchte, die Einsamkeit meiner Zivildienst-Frauen mit jener der letzten Monate von Marlene Dietrich zusammenzubringen. Wanders, man kann es sagen, triumphierte. Sie und ihre Regisseurin, Birgitta Linde, hatten auch gleich die zweite Figur in dem Monolog zu zweit hinausgeschmissen und alles auf die Wanders zugeschnitten, aber es funktionierte. Zwei Jahre Gastspiele folgten quer durchs Land, einmal sogar in Bremen, wo die drei Frauen, mit denen mein Vater verheiratet war, nebeneinander aufgereiht saßen und weinten. Wenn ein Theaterabend die drei Frauen meines Vaters nebeneinander sitzend zum Weinen bringt, ich meine, dann kann das ja nur ein großer Abend sein!

Vor kurzem nun Gastspiel in den «Fliegenden Bauten» in Hamburg in der Glacischaussee, erst-

mals kein reines Theaterambiente, sondern ein bewährtes Zelt für Show, Variété, Chanson, große Unterhaltung. Nach dem Triumph meiner drei weinenden Mütter in Bremen wollte ich jetzt auch Hamburg zerfließen sehen. «Meinst du, die Wanders hat ein paar Gogo-Girls mitgebracht?», fragt jemand am Eingang. An der Garderobe vor mir eine Frau mit einem glitzernden Gala-Kleid mit einem Tiger quer über die Brust, ihr Begleiter fragt: «Gibts drinnen Bier vom Fass?» «Ursula, bin ich gespannt auf die Musikeinlagen!», sagte eine ältere Dame zu einer anderen und ich denke, scheiße, es gibt ja überhaupt keine Musikeinlagen, soll ich jetzt noch schnell zur Technik laufen, damit die noch irgendwie «Ich bin von Kopf bis Fuß auf Liebe eingestellt» einspielen?

Drinnen 400 Menschen an Tischen, alle mit Bier vom Fass. Nicht, dass ich was gegen Bier hätte, nein, aber wie die an ihren gedeckten Tischen mit Messer und Gabel saßen und nach vorne guckten wie auf eine Schlachtplatte, über der nur noch das Tuch weggezogen werden muss! Ich lief sofort zu Herrn Grund, dem Kritiker der «Welt», und sagte, es sei möglich, dass es nach 10 Minuten etwas unruhig wird, da manche vielleicht auch Gogogirls und Musikeinlagen wollen, nicht aber unbedingt neue deutsche Dramatik und eine Sprache, die sich, wissen Sie, im Fortlauf selbst dekonstruiert und die eigentlich eines konzentrierten Raumes bedarf. Dasselbe sagte ich zu meinem Hamburger Zahnarzt, der freundlicherweise gekommen war, und meinem Bruder, der aus Lüneburg anreiste zu acht.

Es begann und nach 5 Minuten war es so, als seien 20 Pferde im Raum, die alle in ihrer Box aus Futtermangel mit den Hufen über den Holzfußboden scharren. Nach 10 Minuten, genau vor mir, schrie ein Mann seine Tischdame an: «Was ist denn das für eine Scheiße, Hildegard?!» «Hab ich doch nicht ausgesucht, Fritz!», rief sie zurück, «Frag Sabine!». Sabine war die jüngere Frau am

Tisch und dann rief der Mann und ich glaubte es nicht: «Sabine, geh an die Kasse und frag, ob das die Vorgruppe ist!» Sabine ging, mit Freund, dem Schwiegersohn vermutlich, vorne an der Bühne vorbei, quasi mitten durchs Bühnenbild. Mittlerweile hatten sich die Pferde aufgebäumt und ich hörte Flaschen deutlich zu Boden fallen. Neben mir saß Armgard Seegers-Karasek, die gerade erfahren hatte, dass sie Kultursenatorin in Hamburg werden soll, sie sagte: «Ich finde, dein Stück sehr poetisch, nur leider versteht man so schlecht.» Da hatte sie Recht. Links außen gab es mittlerweile Menschenbewegungen, wie man sie zur Halbzeit in der AOL-Arena vom Hamburger Sportverein kennt. Sabine mit ihrem Gatten lief auch gerade wieder an Wanders vorbei durchs Bühnenbild zurück zu Hildegard und sagte: «Nee, das ist nicht die Vorgruppe, das ist die Hauptgruppe!» Dann kicherte sie und sagte, «Mensch, nun habt doch mal ein bisschen Humor, wir können uns doch ein bisschen unterhalten.» Unterhalten, ich fass es einfach nicht, meinte sie ganz wörtlich!

Mein Blick wanderte zu Herrn Grund, dem «Welt»-Kritiker, der abwechselnd die Menschenbewegungen verfolgte oder die angeregte «Unterhaltung» hinter ihm. Ich selbst sah mittlerweile wahrscheinlich aus wie meine drei weinenden Mütter gleichzeitig; Katharina Abt, die hinreißende Schauspielerin und Schwiegertochter von Seegers-Karasek, war mittlerweile die einzige im Saal, die über meinen Text lachte, der ja – ich schwöre es – tatsächlich komisch ist! In Zürich war er komisch, in Frankfurt soll er auch komisch gewesen sein, in Bremen war er komisch und tragisch zugleich, ja, aber hier, hier zwischen den ganzen Pferden, dem Bier vom Fass und Hildegard und dieser trampelnden Sabine quer durchs Bühnenbild hindurch, diese Ziege, kann die nicht außen abgehen?! – wie sollte da der Text seine stille Komik und Trauer entfalten?! Wie?! Ich war klitschnaß, hinten lief der kalte Schweiß, vorne

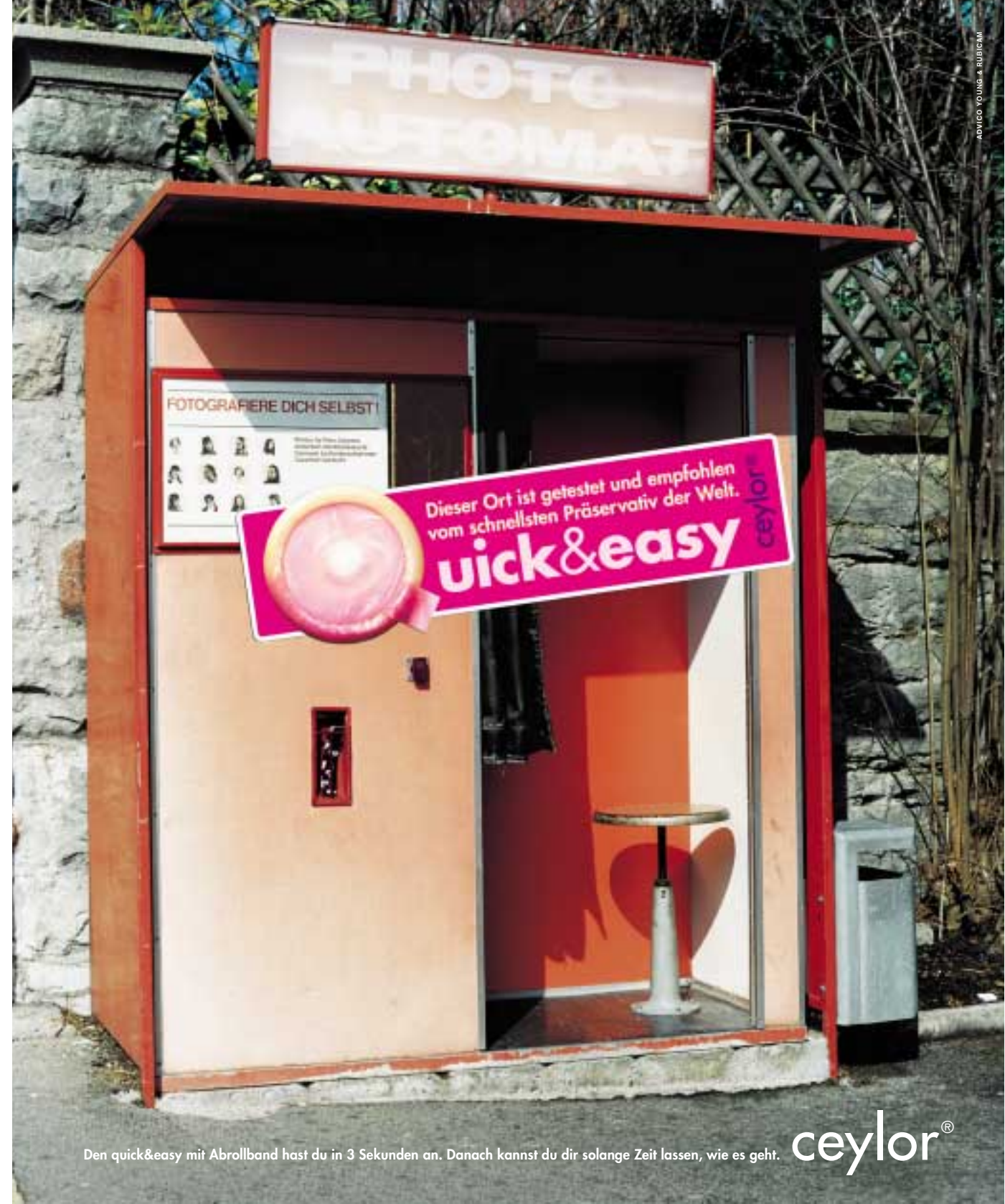
qualmte ich Seegers-Karaseks Zigaretten weg, die ganze Schachtel, der Saal war wohl schon halbleer, meine Verlegerin sah auf ihre Schuhe, nur mein Zahnarzt saß da mit einem so ernsten, starr nach vorne gerichteten Gesicht, dass ich dachte, so wird er gucken, wenn ich Parodontose habe. Mein Bruder, der vom Tisch mit seinen acht Freunden aus Lüneburg aufgestanden war und zu mir rüber schlich, fragte: «Sag mal, stört das Lilo Wanders eigentlich gar nicht?»

Gute Frage. Ich hätte wahrscheinlich abgebrochen, wäre weggelaufen, aber die Wanders spielte weiter und weiter und plötzlich so, als sei sie wie ein Leuchtturm über allem. Natürlich hatte sie das Publikum aufgegeben, das von ihr Gogogirls und was für die Schlachtplatte verlangte, aber je schrecklicher es wurde, je mehr ich qualmte und verbrannte und die Leute durch die AOL-Arena rannten oder schrien «Ist das die Hauptgruppe, oder was?!» – je mehr wurde es der Monolog mei-

ner Zivildienstfrauen und vielleicht der Monolog der verlassenen Marlene. Keiner wollte sie mehr so, wie sie jetzt war, alle wollten sie auf ihre alten Bilder festlegen. Marlene hatte sich, um die alten Bilder zu behüten, eingeschlossen und das andere nicht mehr zugelassen. Lilo Wanders aber trotzte mit so einer Stärke und Würde ihrem Image und ihren alten Bildern, dass es immer mehr das Ende des Stückes wurde, wo der Engel plötzlich auf seine Vergangenheit pfeift, loslässt und seinem imaginierten Publikum nur noch die Brocken seiner Biografie hinwirft und es mit neuen Sichten konfrontiert. Lilo Wanders hätte jetzt auch die Perücke abstreifen können und wir hätten gesehen, dass sie ein Mann ist, Ernie Reinhardt heißt und mit dem Theater ein Ende macht.

Ja, es war ein großer Abend, und ich danke Hildegard und ihren Anverwandten.

Vereinzelter Applaus.



FRANK BISCHOF



Selbst

(Lesezeit: ca. 0'40)

zu viel oder zu wenig selbst
selbstvertrauen, selbstüberschätzung
selbstmitleid, selbstbeherrschung
zu viel oder zu wenig selbst

du selbst bist dein grösster feind
du selbst bist dein bester freund

wie viel selbst darf als selbstverständlich gelten
selbstlos bis zum bitteren ende
selbstherrlich in die ewigen jagdgründe
wie viel selbst verträgt es

du selbst bist dein grösster feind
du selbst bist dein bester freund

selbstverständlich bist du selber schuld
wie viel schuld verträgt das selbst?
ist das sich selbst beschuldigen
nicht einfach nur angst
angst davor, für sich selbst zu stehen ?

FEEL THE HAWAIIAN EXPERIENCE

Discover Hawaii with your friends and live the mystery of volcano nights.

* Light in taste

Winston



Experience True Quality

Erleben Sie die Magie der Vulkane mitten im Pazifik! Verbringen Sie eine unvergessliche Nacht am Krater des legendären Kilauea, der mit seinen feurigen Lavaströmen das Meer zum Kochen bringt und hundert Meter hohe Dampfsäulen erzeugt. Entdecken Sie mit Winston die starken Emotionen der Inselwelt von Hawaii.

Senden Sie einfach bis 31. Juli 2004 den ausgefüllten Talon und zwei Strichcodes einer Winston Packung an: Winston, Postfach, CH-6252 Dagmersellen und Sie nehmen automatisch an der Verlosung teil:

Erster Preis: 13 Tage in Hawaii mit 3 ihrer besten Freunde **Zweiter Preis:** Original Mathmos Lava Lampen (100 Gewinner)

Kein Kaufzwang. Unter der Gratisnummer 0800 275 584 können Sie während der Bürozeiten weitere Winston Strichcodes gratis anfordern.

Vorname/Name:	Strasse:	PLZ/Ort:	
Tel. privat:	Mobile:	E-mail:	
Meine Hauptmarke*:	Box  Soft 	Meine Zweitemarke*:	Box  Soft 
Geburtsdatum:	Datum:	Unterschrift:	

* Bitte vollständig angeben (z. B. Winston One Box).

Mit meiner Unterschrift bezeuge ich die Richtigkeit der Angaben und erkläre mein Einverständnis, dass JT International AG Dagmersellen die Daten eventuell benützt, um mir künftig Informationen und Zigaretten gratis zuzusenden. Der/die BestellerIn muss über 18 Jahre alt, Raucher und in der Schweiz wohnhaft sein. Von der Teilnahme ausgeschlossen sind alle MitarbeiterInnen der JT International. Der Preis wird nicht bar ausbezahlt. Kein Kaufzwang. Es wird keine Korrespondenz geführt. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Der Einsendeschluss ist der 31. Juli 2004. (KZ)

 Ich nehme nur an der Verlosung teil und möchte künftig keine Informationen und Zigaretten gratis zugeschickt bekommen.



Nuit gravement à la santé. Rauchen gefährdet die Gesundheit. Fumare mette in pericolo la salute.



Im Gehölz Teil 2, Kapitel 5

(Lesezeit: ca. 5'10)

Hans II

Diese Häuser. Waren schon immer zu groß. Um zu erkennen. Als Mensch. Dass sie zu groß sind. Hans stand vor ihnen damals. Und Hans steht vor ihnen jetzt. Trennt etwa dreißig Jahre. Und etwa ebenso viele Zentimeter. Hans ist über sich hinaus gewachsen, die Häuser aber sind geblieben, was sie waren, zu groß, um irgendwo hin zu können, eigentlich seltsam, Hans hat oft gedacht, sein Glaube an Wachstum und Größe käme aus einer Kindheit, die im 14. Stock stattfand, mit Blick über die Welt und darüber hinaus, das habe ihn mit solchen Erwartungen für sein Leben erfüllt, aber nun steht er hier und stellt fest, dass diese Häuser eine Grenze sind. Hier geht es nicht weiter. Vielleicht war er damals. Zum Glück? Zu dumm. Oder. Zu jung. Hans! Geh Hände waschen. Und Hans ging.

Hans in dem Viertel seiner Kindheit. Ein Neubaugebiet. Hochhäuser. Damals im Fernsehen. Weil es ein sozialer Brennpunkt war. Heute nicht mehr im Fernsehen. Aus demselben Grund. Er hat hier zwölf Jahre verbracht. Dann fiel sein

Vater vom Balkon. Seine Mutter wollte die Wohnung nicht mehr. Er verstand das. Schon damals. Ein paar Wochen später zogen sie aus. In eine kleinere Wohnung, klar. Aber vor allem in ein kleineres Haus. Zwei Stockwerke. Hans kehrte danach nie wieder in seine alte Gegend zurück. Aber er hatte dort Freunde. Nein, die hatte er nicht. Er hatte dort ein Bett. Und das durfte er mitnehmen. Hans geht auf den Eingang zu. Links die Klingeln. Er liest die Namen. Und kennt keinen. Rechts an der Mauer neben der Glastür Graffiti. Nein, Tags. Namenszüge. Hingeschmiert. Irgendwas. Wie Hunde ihr Revier markieren. So machen es auch die Kinder heute. Und doch erwartet man von ihnen mehr als von Hunden. Also werden sie unruhig. Brauchen Beruhigungstabletten. Computerspiele. Weil man von Hunden doch auch nichts erwartet. Nur. Gehen die Menschen mit Hunden wenigstens zweimal am Tag eine halbe Stunde raus. Wie viele Kinder bekommen in diesen Häusern so viel Aufmerksamkeit? In der Woche?

Was für eine bescheuerte Idee. Hierher zu kommen. An den Ort seiner Kindheit. Um was zu fin-

den? Hans sieht sich um, die Klingeln, einige ohne Namensschilder, die Tags, die Glastür zerkratzt, der Rahmen verbogen, vor dem Eingang immer noch dieselben Betonkübel mit grüngrauem Unkraut, das hemmungslos davonwuchert, auf den Gehweg, zerfurcht von Grasnarben. Gerade dreißig Jahre alt sind diese Häuser. Und schon lösen sie sich auf. Vielleicht ist das Beste, was man über Neubaugebiete sagen kann, dass sie in einem menschlichen Zeitrahmen verfallen, verschluckt von Pflanzen, die einst als pflegeleicht galten, robust, widerstandsfähig und die es tatsächlich sind, wie sich jetzt zeigt, wo das Geld zum Roden, Rupfen, Rausreißen fehlt und die rechten Winkel dieses Chaos langsam in eine Ordnung der runden Formen übergehen.

Vierzehntes Stockwerk. Zweiter Balkon links. An der Klingel steht Yüksel. Seine Mutter brachte sich fünf Jahre später um. Mit Krebs. Das dauert länger als mal über die Brüstung lehnen. Ist aber im Ergebnis gleich. Hans ist unschlüssig. Er betrachtet den gegenüberliegenden Block. Zweistöckig. Auch nicht schön. Er hatte ebenfalls mal kurz davor gestanden. Sich umzubringen. Und gedacht. Die Gene. Die Eltern. Zwei Selbstmörder. Doch an Vererbung wollte er nicht glauben. Und überlebte. Es ist warm. Der Himmel blau. So hässlich ist die Gegend nicht. Er hat hier früher gespielt. War einkaufen. In der Schule. Spazieren. Hans geht ein paar Schritte. Die Luft ist mild. Sie riecht nach nichts. Es könnte schlechter sein. Er überquert die Straße. Einen Fußweg hinauf. Links und rechts Gras. Nicht wuchernd. Zum Rasenmähen reicht das Geld wohl noch. Schade.

Die beiden Jungs erkennen ihn. Bevor er sie erkennt. Aber nur um eine Sekunde. Sie ducken sich. Treten einen Schritt zurück. Die beiden Straßendiebe. Karin hat nie wieder darüber gesprochen. Hans auch nicht. Es war eigenartig. Fast Zuhause überfallen zu werden. Hans nickt den Jungen zu. Sie nicken schüchtern zurück. Er

lächelt. «Und? Immer noch klamm?» Die Jungs zögern. Ratlos. Er übersetzt. «Ohne Geld.» «Klar. Normal.» Hans nickt. «Ihr wohnt hier.» Einer zeigt auf die Hochhausreihe. «In der acht.» «Da habe ich auch mal gewohnt. Als ich so alt war wie ihr.» Die beiden sehen ihn überrascht an. «Zwölfter Stock.» «Ich war im vierzehnten.» Sie kommen ins Gespräch. Es ist nichts, womit sie gerechnet haben, dafür gibt es keine Regeln, also auch keine Vorbehalte. Der eine ist 12 und heißt Kevin. Der andere ist 14 und heißt Ahmed. Kevin sieht nicht aus wie 12, Ahmed nicht wie Ahmed. Sie haben keine Angst. Vorerst. Und erzählen. Von Rappern. Die Hans nicht kennt. Vom Fernsehen. Wrestling war früher geil. Talkshows sind okay. «Voll fett, die Alte, und dann, wie die sagt, er hat sie vergewaltigt, und er, die, mir wird schlecht, wenn ich die seh, die fass ich für Geld nich' an, und sie heult, und er, heul doch, voll witzig.» Von Reklame. Der alte Nazi. Ein cooler Typ. So alt und trotzdem hart. Von Games. Die kennt Hans. Alle. Das ist sein Job. «Echt?» Er hat sogar mal an welchen gearbeitet. «Echt? Geil!» Da öffnet sich langsam eine Tür. Es ist noch ganz still, niemand vermutet etwas. «Bei uns gibts auch einen Typen, der das macht. Im Haus. Zwei Etagen höher. Voll hart. Echt okay.» Zwei Etagen höher. Aber nein, das kann nicht sein. «Wie heißt der denn?» «Callahan.» «Wie?» «Das ist aus so Filmen. Hat er uns gezeigt. Ein Bulle. Krass. Mit 'ner 45er Magnum. Do you feel lucky, Punk?»

Die Kids können englisch. HipHop und Video erledigen, was die Schule nicht schafft. Danke, Clint Eastwood. Und klar ist Callahan da. Klar bringen sie ihn hin. So steht er also doch noch im Fahrstuhl seiner Kindheit. Den Flur seines Lebens. Ein dünner Streifen Licht in einem dunklen Universum. Es riecht nach Essen. Wie früher. Links geht es zu ihrer Wohnung. Sie gehen nach rechts.

Ein Geruch wie nikotinsüchtiger Schimmel. Die Fenster verschmiert. Das Sofa modrig. Der

Teppichboden fleckig. Es stinkt dermaßen. Wenigstens ist die Balkontür offen. Auf zwei Tischen stehen Rechner. Ein Haufen. Und mehrere Bildschirme. Hier wird ernsthaft gearbeitet. Callahan sieht aus wie eine schlechte Kopie von Iggy Pop. Feinrippunterhemd und Jogginghose. Dürr. Dass man die Rippen ahnt. Nur hängt in der Mitte eine Wampe. Im Gesicht tiefe Falten. Bewegen sich keinen Millimeter. Während die Kinder reden. Ihren Fund vorstellen. Callahan betrachtet desinteressiert seinen Gast, Hans sagt, «Ich habe hier auch mal gewohnt», Callahan antwortet «Auf der Suche nach den Orten der Vergangenheit, also auf der Flucht vor den Problemen der Gegenwart», und Hans weiß, dass Callahan blufft, denn es gibt sowieso nur in der Gegenwart Probleme, die der Vergangenheit heißen Reue, die der Zukunft Sorge, also verzichtet er auf ein Gespräch und fragt, ob er mal auf den Balkon darf, er will die Aussicht sehen, was sich verändert hat nach 23 Jahren. Callahan nickt schweigend.

Es hat sich nichts verändert. Kein Block ist einen Schritt zur Seite gewichen. Keine Straße hat sich eine weitere Kurve gegönnt. Hans sieht hinauf. In den Himmel. Auch der immer noch derselbe. Und am Horizont die Stadt. Ein vages Flimmern im Dunst. Dort gibt es Häuser. Straßen. Ganze Viertel. Die von seinem Leben übersät sind. Wäre jedes Haus, in dem er mal war, von einer Gedenktafel geschmückt, und jede Straße, durch die er gegangen ist, von einem dünnen Band durchzogen, ergäbe das ein Netz von Bändern, gespannt von Gedenktafel zu Gedenktafel, und es wäre kein Durchkommen, keinen Schritt vorwärts, keinen zurück, ein unentwirrbares Netz aus gelebtem Leben, aus seinem gelebten Leben, das fortan alle gefangen hielte, nicht nur ihn. Das war sein Gefühl gewesen. Deshalb hatte er seine Straße nicht mehr verlassen. Er hatte einen Ausweg gesucht. Ohne sich zu bewegen. Karin denkt, er sei angekommen, deshalb wolle er nicht

weiter, und sie hat zumindest zur Hälfte Recht. Das ist das Problem. Das will er nicht. Ankommen.

Aber nichts funktioniert. Wegfahren hat ihn zurückgebracht. Zuhausebleiben hat ihn in ein Thema verwandelt. Pflückreif für die Idiotenmaschine. Die Medien. Der Praktikant, den Jochen vor einer Woche angeschleppt hat, ist nie wieder aufgetaucht, Jochen hat ihm vermutlich gesagt, dass er sich mal an die Eier fassen könne, immerhin reden Hans und Jochen seitdem wieder miteinander, außerdem will Jochen seinen Job kündigen, Hans rät ihm ab, tu einfach nichts, Jochen glaubt, damit käme er drei Tage durch, Hans tippt eher auf drei Monate, mit Pech wird sogar sein Vertrag verlängert. Wenigstens. Ist Jochen wieder da. Im Gegensatz zu Constanze. Er erinnert sich. Wie sie miteinander sprachen. Vor ihrer Abreise. Sie hatte eine Reisetasche dabei. Es sah nicht aus wie für immer. Oder Sabine. Seine Schwester. In Bolivien. Die Botschaft weigert sich, sie zu suchen, sie sei nie eingereist, es gäbe keine Beweise, keine Unterlagen, nicht einmal ihre Ausreise könne bewiesen werden, das stimmt, er hat bei der Fluglinie angerufen, von der sie gesprochen hatte, eigentlich dürfen sie keine Auskunft geben, aber sie haben eine Ausnahme gemacht, sie steht in keiner Flugliste, sie hat das Land nicht verlassen. Hans sieht über die Brüstung. Ganz schön tief.

Callahan tritt auf den Balkon. Sie stehen schweigend nebeneinander. Schließlich lächelt der dünne Mann. «Ich weiß, was du denkst. Ein bescheuerter Name, ein bescheuerter Typ. Ich habe es den Kids erzählt, weil sie das Recht haben, etwas zu erleben. Außerdem ist Callahan cool. Die kennen sonst nur coole Gangster, die Guten sind immer langweilig. Wird Zeit, dass sie lernen, dass man auch als Guter ein harter Typ sein kann. Ich heiße Alex.» Er streckt Hans seine Hand entgegen.

Alex ist drei Jahre älter als Hans. Programmierer. Er hat einige Sachen gemacht, die Hans kennt. Nichts Großes. Aber gut. Es riecht nach Freundschaft. Hans weiß nicht. Ob er das will. Alex geht es ähnlich. Aber sie können gar nicht anders. Aus dem Zimmer kommen leise Schüsse und Sterbegeräusche. Die Kids spielen. «Und warum wohnst du hier?» «Ich wollte ein neues Spiel erfinden. Über eine Hochhaussiedlung.» «Spiele sind teuer.» «Das ist nicht das Problem. Ich hatte früher Aktien, wie alle. Aber irgendwann hat es mir gestunken. Ich war plötzlich Millionär und alle sagten, es würde so weiter gehen, ich würde noch reicher werden. Ich konnte das nicht mehr überblicken. Es war zu viel. Also habe ich verkauft. Auf dem Höhepunkt, wie sich später herausstellte. Weil ich genug hatte. Eine komische Sache.» «Ein Grund mehr, nicht in einer Hochhaussiedlung zu wohnen.» «Soll ich in Rente gehen? Ich dachte, das wäre ein guter Zeitpunkt, etwas Neues zu erfinden. Ich hatte die Idee schon einigen Leuten angeboten, aber keiner wollte es versuchen. Also dachte ich, ich fange mal alleine an. Ich bin hierher gezogen, um Feldforschung zu betreiben. Das war vor drei Jahren.» «Und wie weit bist du?»

Die Siedlung schweigt. Sie hat immer geschwiegen. Der Lärm aus den Fenstern, Musik, Geschrei, zerbrechendes Geschirr, die Autos auf der Straße, die Kinder vor den Autos, die Tiere unter den Rädern, zuschlagende Türen und herabfallende Körper, all das und mehr hat das Schweigen der Siedlung nicht brechen können. Die Siedlung trennt jedes Geräusch, jede Bewegung, jeden Gedanken von allen anderen Geräuschen, Bewegungen, Gedanken. Sie bleibt regungslos, ein toter Koloss.

«Nicht tot. Wartend. Das ist die Idee für mein Spiel. In meiner Siedlung bewegen sich die Menschen. Sie verändern sich und ihre Welt. Alles ist möglich.»«Simcity. Simworld. Die Sims.»«Nein, anders.

Es geht um das Ganze und den Einzelnen. Sieh dir die Häuser an. Hinter jeder Wand, jeder Platte, jedem Quadrat ein Raum und in jedem Raum ein Mensch. Vor einem Jahr hatten wir mal einen Unfall. Wie im Kino, einer klagt ein Auto, heizt mit Karacho durch die Siedlung, und Baff! in einen anderen Wagen. Eine Explosion, Feuerwehr, Krankenwagen, Polizei. Fünf Minuten vorher ist die Straße leer. Wie jeden Abend. Aber plötzlich erscheinen aus dem Nichts ein paar hundert Menschen. Die sind immer da. Die sitzen vor der Glotze, jeder für sich, und werden vergessen, weil das Fernsehen sie unsichtbar macht. Stell dir vor, die Wände wären aus Glas. Die Menschen würden einander sehen, wie es allen gleich geht und wie sinnlos alles ist.»

Die Siedlung wispert. Hans hört es zum ersten Mal. «Das Spiel heißt City Of Glass. Die Wände sind aus Glas und es gibt kein Fernsehen. Die Menschen sehen einander und haben nichts zu tun. Das Ziel ist es, sie zusammenzuführen für ein gemeinsames Ziel, dieses Ziel zu erreichen und dabei das Leben jedes Einzelnen wie der Gemeinschaft zu verbessern.» «Zu komplex. Das bekommst du nicht programmiert.» «Das weiß ich nicht.» «Deine Figuren könnten die Wände anmalen.» «Vielleicht wollen sie das nicht.» «Wenn alles möglich ist, werden sie es tun.» «Vielleicht malen sie ihre Schlafzimmer an. Dann gibt es aber immer noch kein Fernsehen. Nichts zu tun.» «Sie können arbeiten gehen.» «Was glaubst du, wie hoch hier die Arbeitslosenquote ist?» «Gut, wenn du auf alles eine Antwort weißt, sag mir: Woran ist es gescheitert?» «Bisher. Bisher gescheitert.» Die Siedlung schweigt. «Am Ziel. Ich habe kein Ziel gefunden. Nicht eines.» «Sozialismus. Drogen für alle. Sex für alle. Reichtum.» «Ich wollte etwas Realistisches. Das erreichbar ist. Und das tatsächlich alle wollen. Etwas, das sich ergibt.»

Sie werden hier stehen, bis die Dämmerung kommt. Die Kids werden sich weiter durch

Szenarien prügeln, ballern und rasen, sie werden es hören und wissen, dass noch was geht, wenn ihnen nichts einfällt, wird es den Kids einfallen, in wenigen Minuten oder in vielen Jahren.

«Sieh es dir an. Da gibt es so viele Menschen, die nichts zu tun haben. Und alles, was diese Idioten da draußen wollen, ist, ihnen was zu verkaufen. Auch wenn diese Leute nichts haben, mit dem sie bezahlen könnten. Außer Zeit. So viel Zeit. Ich verstehe nicht, warum niemand etwas daraus macht. Warum niemand diese Zeit haben will. Das Leben ist so verdammt kurz, wir haben so verdammt

wenig Zeit. Und hier wird sie behandelt wie Wasser während einer Flutkatastrophe.»

Die Dämmerung. Die Sonne versinkt feuerrot hinter einem vierstöckigen Block, das Licht durchbricht die Wände, die Menschen, das Licht, das Licht durchbricht das Licht, aber es ist keine Bewegung, irgendwo weiter unten zwitschern Vögel zwischen widerstandsfähigen Grünpflanzen, das ist alles, es ist warm und es wird warm bleiben.

Callahan bringt ihn zur Tür. Die Kids bleiben noch. Zu Hause vermisst sie keiner. Natürlich wird

Hans wiederkommen. Als er auf den Fahrstuhl wartet, klappt die Tür. Seines ehemaligen Zuhauses. Eine junge Türkin geht den Flur hinab, ganz in Weiß, dazwischen etwas Gold und Silber. Sie sehen sich kurz an, nicken sich zu. Als sie im Fahrstuhl stehen, sagt Hans zu ihr: «Ich habe mal in der Wohnung gewohnt, aus der du kamst.» Sie lächelt ihn an. «Ich auch.»

56

57

4 Stunden gratis telefonieren?



Oder 800 Gratis-SMS verschicken?



Wer jetzt im Mai NATEL* budget abschliesst (CHF 15.-/Mt., Mindestdauer 24 Mt.), verschickt bis August jeden Monat 200 Gratis-SMS (statt wie üblich 50). Oder telefoniert bis August jeden Monat bis zu 1 Stunde* gratis (statt 15 Minuten). Und egal, wie man sich entscheidet: 30 Gratis-MMS pro Monat sind auch noch dabei. Jetzt überall, wo es Swisscom Mobile gibt.

www.swisscom-mobile.ch

swisscom mobile
Go far. Come close.

FRANK BODIN



Essenzialismus

Folge 20, Essenz 50.

(Lesezeit: ca. 0'28)

An die eigene Geburt denken:
Ein Geschöpf in Hocke sehen,
das sich nach und nach
ins Grab scheißt.

An dich denken:
Wie du und ich lieben,
und wissen,
dass wir leben.



GAULOISES
LIBERTÉ TOUJOURS

Art. 10 OTab/TabV

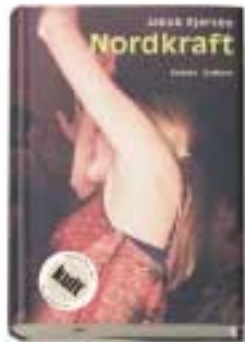
Nuit gravement à la santé. Rauchen gefährdet die Gesundheit. Fumare mette in pericolo la salute.

Von Kult empfohlen:

Robert Langdon, Symbolologe aus Harvard, so fangen Superkrimis unbedingt an. Es gibt noch Kunst und Verschwörung und den Opus Dei, die Roberts Erkenntnisse unter allen Umständen unter Verschluss halten möchten – und dabei auch nicht vor Mord zurückschrecken. Vor Morden sollte man sowieso nie zurückschrecken und darum empfehle ich: wieder mal einen netten Krimi lesen.



Wie sehen eigentlich Juden aus? Das kann man in diesem wunderbaren Bildband nachschlagen: wie alle. Blond, rot, schwarz, jung, alt. Porträts von Menschen, die ihre Heimat suchen mussten, sie teilweise gefunden haben, Texte von Jelinek und anderen, ein wunderbarer Band, um Bilder im Kopf zu revidieren.



Durchgeknallte 68er-Kinder gehen immer. Houellebecq auf nordländisch sagt der Verlag. Geschichte geht gut, sage ich.



Schöne Unterhaltung. Eine böse Geschichte, klare Sprache, keine Fissimatenten.



Eugenides einziger Fehler ist, dass er aus unerklärlichen Gründen in Berlin wohnt. Freiwillig. Der Rest ist Literatur, eine einfache Sprache und eine psychedelische Story. Das geht.



An seinem 83. Geburtstag kommt Eddie bei einem tragischen Unfall ums Leben. Im Jenseits begegnet er fünf Menschen, die in seinem Leben jeweils eine entscheidende Rolle gespielt haben. So fangen doch schöne Geschichten an. Wie sie ausgehen, verrate ich nicht.

Dan Brown: Sakrileg

Robert Langdon, Symbolologe aus Harvard, befindet sich aus beruflichen Gründen in Paris, als er einen merkwürdigen Anruf erhält: Der Chefkurator des Louvre wurde mitten in der Nacht vor dem Gemälde der Mona Lisa ermordet aufgefunden. Langdon begibt sich zum Tatort und erkennt schon bald, dass der Tote durch eine Reihe von versteckten Hinweisen auf die Werke Leonardo da Vincis aufmerksam machen wollte – Hinweise, die seinen gewaltsamen Tod erklären und auf eine finstere Verschwörung deuten.

<http://www.books.ch/suche=3-7857-2152-8>
CHF 34.90

Jakob Ejersbo: Nordkraft

«Nordkraft» erzählt mitreissend von den Kindern der 68er-Generation, die in den 90er-Jahren eigentlich hätten erwachsen werden sollen, aber sich selbst aus dem Leben in eine Drogenumlaufbahn katapultierten: lauter angeknackste, aber liebenswerte Existenzen, die trotzig um ein Stück Glück im Leben kämpfen.

<http://www.books.ch/suche=3-8321-7844-9>
CHF 41.-

Amélie Nothomb: Kosmetik des Bösen

Ein wildfremder, aufdringlicher Typ spricht den Geschäftsmann Jérôme Angust in der Wartehalle eines Flughafens an. Er will ihm sein Leben erzählen, das Leben eines Menschen, der aufgrund seiner Hässlichkeit von Kindheit an ausgeschlossen wurde. Tatsächlich ist die Lebensgeschichte von Textor Texel auch für Jérôme interessant. Jérôme hat nämlich etwas mit Textor gemeinsam: Beide haben Dreck am Stecken. Der eine – Textor – brüstet sich damit, der andere – Jérôme – möchte es mit aller Gewalt vertuschen.

<http://www.books.ch/suche=3-257-06393-8>
CHF 29.90

Jeffrey Eugenides: Die Selbstmord-Schwestern

Anfang der Siebzigerjahre, in einer von Ulmen gesäumten Vorstadtstraße Nordamerikas, richten sich die Blicke einer Schar junger Männer auf ein Haus. Es ist das Haus der Familie Lisbon mit ihren fünf schönen Töchtern. Als sich die jüngste von ihnen aus dem Fenster stürzt, im Sommer, der Zeit der Schlammfliegen, beginnt das «Jahr der Selbstmorde», das die in Baumhäusern, auf Dächern und auf Kühlerhauben versammelten Beobachter für immer verändern wird.

<http://www.books.ch/suche=3-498-01671-7>
CHF 31.70

Frédéric Brenner: Diaspora

Es ist ein Jahrhundert-Projekt, das erstmals das internationale Judentum von Argentinien über Hongkong bis Usbekistan dokumentiert. Die Aufnahmen sind von eindringlicher Intensität und zeugen von einer Vielfalt jüdischer Lebensformen, die stets zwischen Anpassung an die Umgebung und Sicherung der eigenen Identität schwanken.

<http://www.books.ch/suche=3896601911>
CHF 155.-

Mitch Albom: Die fünf Menschen, die dir im Himmel begegnen.

Der alte Eddie ist tot. Erschlagen vom Fieberglaswagen eines Fahrgeschäfts. Der Tod tat nicht weh. Eddie hat ihn nicht einmal gespürt. Der Himmel. Fünf Menschen. Fünf Lektionen. Eine wunderbare poetische Komposition, die uns Leser den Alltag vergessen lässt; eine Poesie, die Hoffnung schürt, die Balsam für die Seele ist.

<http://www.books.ch/suche=3-442-31010-5>
CHF 31.90

MARLIES
MÖLLER
BEAUTY
HAIR CARE

The essence
of luxury
hair care



NOELLE HOEPPE



IMAGES ARE WORTH A 1000 WORDS...















Harmlose Sachen, wichtige Dinge

Seit ich 1973 mit 23 Japan verlassen habe, ist Fotografieren Jahr für Jahr ein wichtigeres Mittel meiner Kommunikation mit der Welt geworden. Fremd zu sein in Kultur und Sprache hat mich gezwungen, eine dafür geeignete Ausdrucksmethode in der fremden Umgebung zu finden und zu praktizieren.

Mit der Zeit ist Fotografie für mich eine lebensnotwendige "Sprache" geworden.

Wie man sich etwas im Tagebuch aufschreibt, fotografiere ich etwas, das im täglichen Leben meine Aufmerksamkeit auf sich zieht.

Es geht aber dabei nicht um das Bild, mehr um den Akt des Fotografierens, um den intensiven Kontakt mit der Umwelt und um das aufmerksame Schauen. Fotografieren ist hier für mich ein wichtiger Bestandteil meines Lebens und nicht Kunstmacherei.

Irgendwann, im Lauf der Zeit wächst in mir ein Bedürfnis, in die Sammlung der Notizblöcke hineinzublicken. Aus dieser Sammlung wird eine Geschichte, Erzählung und neue Welt komponiert, in der ich mich vielleicht zu Hause fühlen kann. Aus harmlosen Sachen werden die wichtigen Dinge, die ich nie vergessen möchte und darf, herausgenommen und fixiert.
Graz April 2004 .S.F.

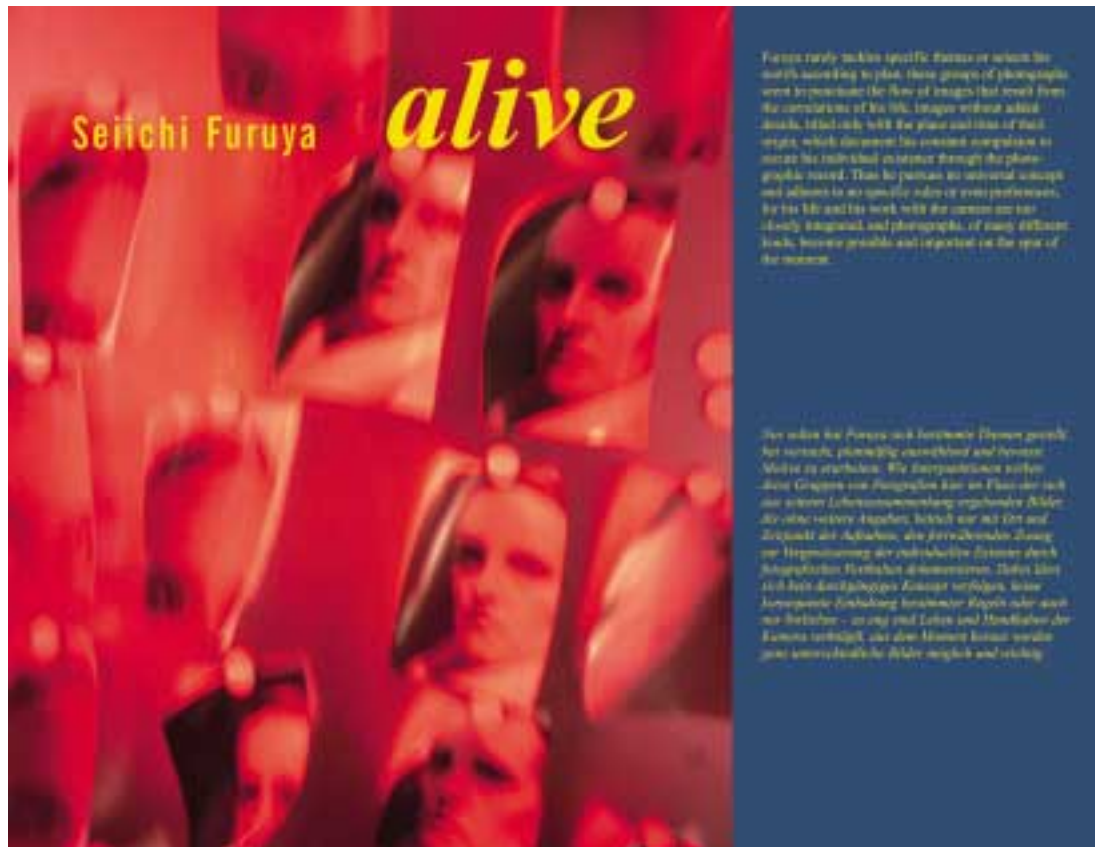


Foto © by Lisa Peer, 2004







祝
大野一漫遊



歩行者用道
8 - 9
13 - 14
日曜・休日
12 - 18
特定禁止区







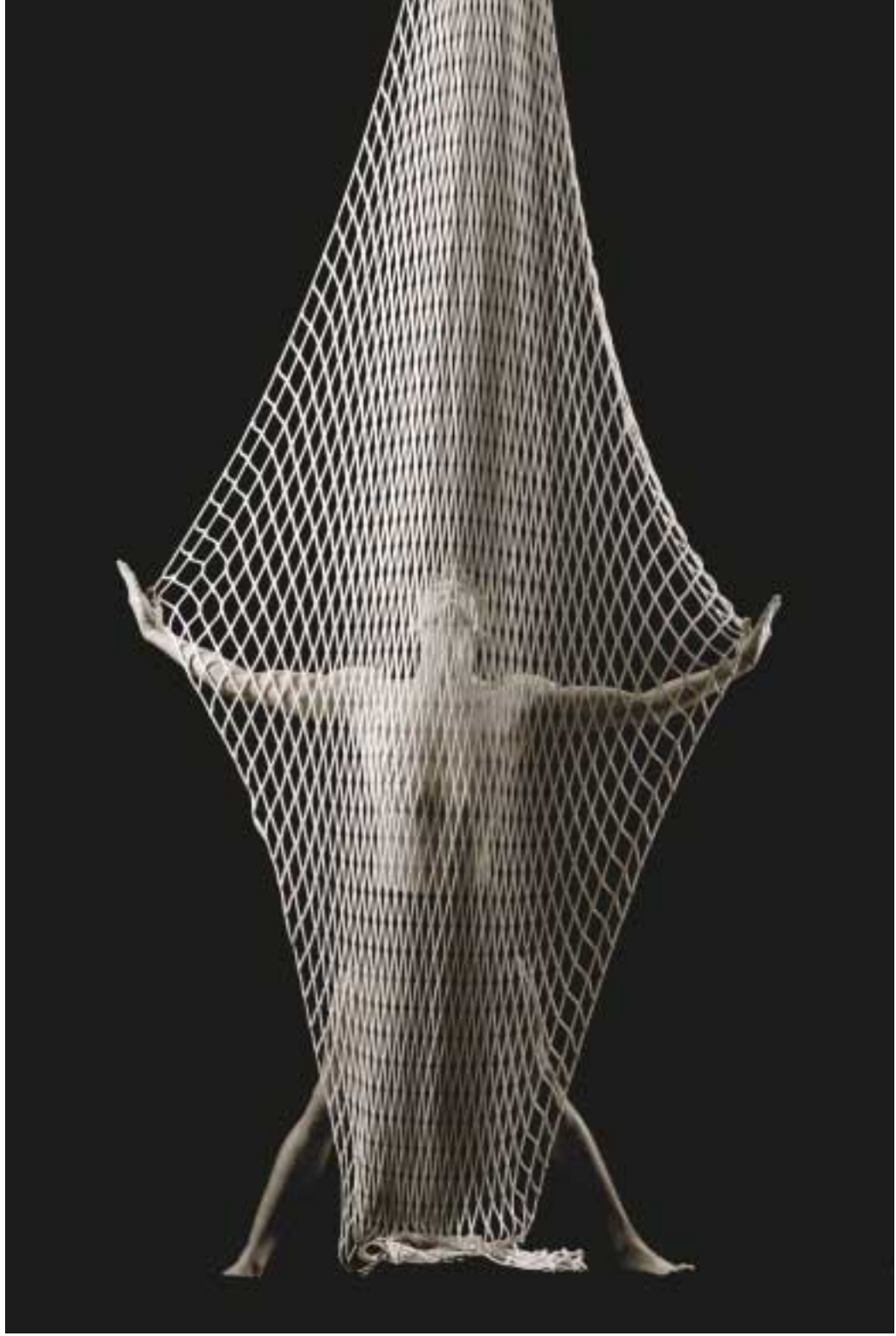


Having been a big fan of the Cirque Du Soleil for many years, the latest production, "Varekai" was another masterpiece. As always, the artists performed amazingly well with all of the beauty, grace and elegance of true poets. The star of the show, Anton, an 18 year old Native Russian, began his career in the circus at the age of three. His father developed and created acts for the Moscow Circus and his mother choreographed them. All of this translated into his original performance in "Varekai". His sensual movements appeared effortless due to the assertiveness and ease of his performance.

After viewing the show several times, I thought it appropriate to ask Anton if he would to make some pictures - his entire act being aptly suited to the kind of picture taking I enjoy for my personal work. He agreed and we worked out a date to plan the shoot as we need to do some special preparation for his net. After rehearsing everything, we set a date to create the imagery.

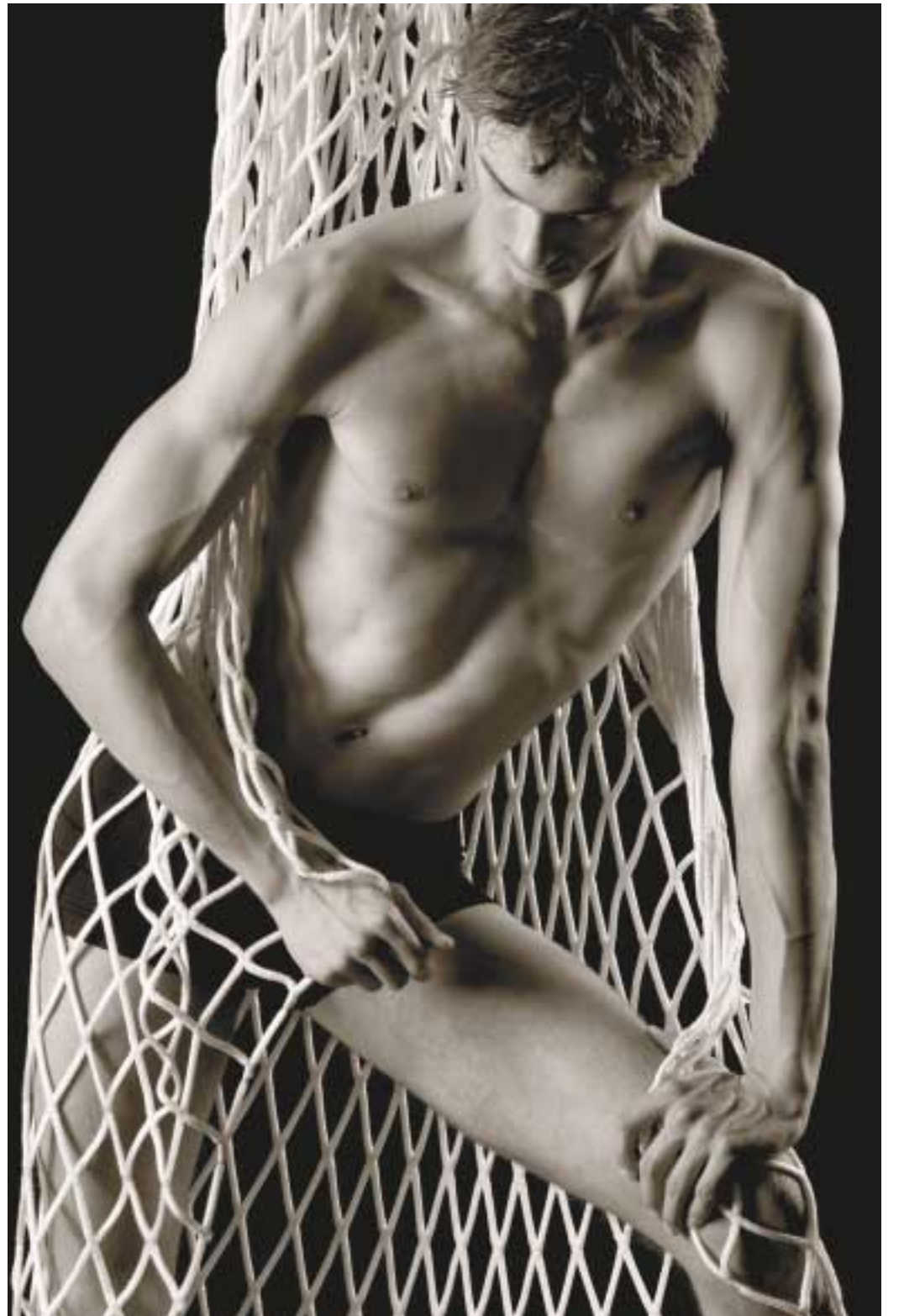
The day of the shoot was incredible. As an artist, Anton worked exceptionally hard to deliver the kind of images I was after. Using a Bronica 1.1 and a Canon 1D5 camera, we were able to capture the feeling that Anton so artfully expressed. At the end of the day, we were both pleased with the results. Having created a special body of work as a mutual collaboration between two artists.

Greg Gorman 2004















LIEBES ZUERICH



DAS MARTHALER THEATER

endet am 30. Juni 2004



Man kann sich dafür ab sofort jetzt noch eine Eintrittskarte
an der Billett-Kasse kaufen (01 258 77 77)



ONKEL WANJA

von Anton Tschechow - Regie: Werner Gerspach
- PREMIERE am 29. April 2004

DIE ORESTIE

von Aeschylus - Regie: Stefan Pöschel
nur noch 3 x !!

DER SOHN

von J.B. Priestley - Regie: Stefan Pöschel

HERR PUNTILA UND SEIN KNECHT MATTI

von Bertolt Brecht - Regie: Andreas Kappeler

GESCHWISTER TANNER

von der Bräuer von Hans Weber - Regie: Hans Weber
nur noch 3 x !!

DER PELIKAN

von August Strindberg - Regie: Fritz Roth

PENTHEUSLEA

von Heinrich von Kleist - Regie: Christian Roth

FORGERIES, LOVE AND OTHER MATTERS

Regie: David Iversen - von David Iversen, Thomas G. von David
- PREMIERE am 14. Mai 2004

DIE NACHT SINGT IHRE LIEDER

von Jon Fosse - Regie: J.B. Pöschel
nur noch 2 x !!

O.T. EINE ERSATZPASSION

von Christoph Marthaler - Regie: Christoph Marthaler

DANTONS TOD

von Georg Büchner - Regie: Christoph Marthaler

FAUST. EINE SUBJEKTIVE TRAGÖDIE

von Johann Wolfgang von Goethe - Regie: Christoph Marthaler
nur noch 2 x !!

TRAUER MUSS ELEKTRA TRAGEN

von Eugene O'Neill - Regie: Hans Gerspach
nur noch 1 x !!

DREI SCHWEITERN

von Jakob Fehrer - Regie: Stefan Pöschel
nur noch 1 x !!

ELEMENTARTÜCHCHEN

von Hans Peter von Bock - Regie: J.B. Pöschel
- PREMIERE am 4. Juni 2004

GROUNDINGS

Regie: J.B. Pöschel - von J.B. Pöschel
nur noch 2 x !!

LINA DOEGLI REISE

Regie: Christoph Marthaler
nur noch 2 x !!

DIE SCHOENE MUELLERIN

von Franz Schiller - Regie: Christoph Marthaler
nur noch 2 x !!

HOTEL ANGST

von Charlotte von Harlow - Regie: Christoph Marthaler
nur noch 2 x !!

DAS GOLDENE ZEITALTER

Regie: Hans Peter von Bock - von Hans Peter von Bock
nur noch 1 x !!



Wir würden uns
sehr freuen über Sie.



Schau SPIEL Haus Zürich

CREAT BUREAU und JETZT Sie sind Partner des Schauspielhauses

KLAUS HENNCH



Im Jahr 1955 kam ich nach Luzern, wo
ein sehr konzilianter österreichischer Kollege
immer abends Fotos bei den IMF ~~das~~ machen
würfte. Nachdem er von meinen musikalischen
Interessen hörte, gab er mir eine Rolle und
ich war vorzusagen sein Assistent. Dadurch ent-
deckte ich (entsetzt) daß die Musiker ganz
anders aussehen ü. in Erscheinung treten
als die Musikanten mit ihren meist zerklüfteten
Fotos diese gründförsch wiedergaben.
So fing ich also an - als Trotzreaktion -
die Welt der Musik fotografisch zu dokum-
mentieren. Mein musikalischer Geschmack
ü. ein angeborenes Stilgefühl verhalfen mir
dann für die weiteren 60 Jahre zu unver-
geßlichen Freundschaften. Heute, wo alles schnell
gehen muß, ist dies alles für mich eine
in der Erinnerung goldene Zeit.

Heute kann ich nichts sagen.

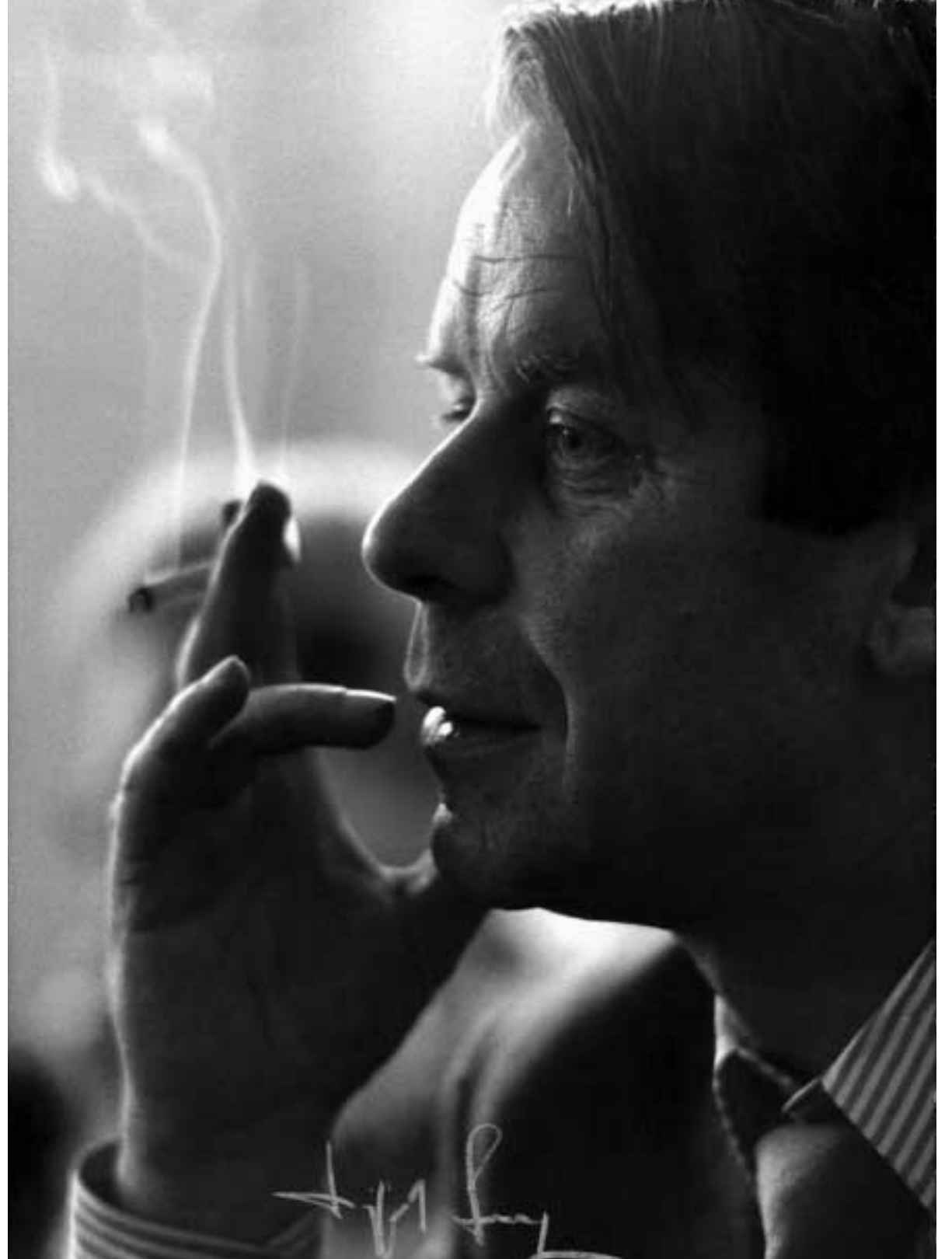
K. H.



Martha Argerich



Arthur Rubinstein



Siegfried Lenz



Friedelind Wagner

Leonard Bernstein



Leonard Bernstein



Leonard Bernstein



Peter Ustinov





Nathan Milstein



Martha Argerich

Arthur Rubinstein



Martha Argerich



Martha Argerich



In our work the pursuit of novelty is not an objective in itself, nor do we believe it to be a "sine qua non" condition of architecture. More so, it is the balanced result of a critical and creative thinking process, particularly as applied to ways of inhabiting, and hence becoming more apparent in housing projects.

La Verrière, Montreux

This autumn will see the completion of a new residential ensemble in Montreux. Situated close to the shores of Lake Geneva and directly adjacent to the renowned Montreux Palace Hotel, this complex comprises two new buildings with a total of thirty-seven apartments and a third existing building transformed into eight town houses. With a clearly contemporary architecture, the project developed a strong articulation between public and private spaces, resulting in a bold urban proposal.

The design also proposes a novel solution to the apartment typologies. In the main building, which was developed around the theme of the central courtyard, the traditional scheme of identical horizontal floor layers is subverted by varying the height of the different areas according to their functions or proportions. In spite of the spatial generosity of the lake oriented living areas, the conventional height of the remaining surfaces enables the project to respect the necessary development criteria. The articulation between the spaces of varying heights constituted the main theme of this typological research.

Richter et Dahl Rocha Bureau d'architectes SA / Lausanne

Jacques Richter was born in Lausanne in 1954 and obtained his diploma in architecture from the ETH, Zürich in 1979. Ignacio Dahl Rocha was born in 1956 in Buenos Aires and obtained his diploma in architecture from the University of Buenos Aires in 1978. They met in 1983 at the Yale School of Architecture and since 1990 Richter and Dahl Rocha have worked together in Lausanne.

Kenneth Ross was born in Buenos Aires in 1964 and obtained his diploma in 1990 from the University of Buenos Aires. Christian Leibbrandt was born in Lausanne in 1954 and obtained his diploma in 1980, and his doctorate in 1992 from the Ecole polytechnique fédérale, Lausanne. Both Ross and Leibbrandt became associate architects of the firm in 1996.

The work of Richter et Dahl Rocha spans a considerable range of project types at all scales, including commissions ranging from urban development to furniture design, from a forest refuge, in the Jura mountains to a 300 meter long railroad maintenance building in Geneva for the Swiss Railway Company. The Nestlé

Headquarters renovation is the last of several office buildings built in the Lake Geneva area, others being the Golay Buchel Headquarters in Lausanne finished in 1997 and the Energie de l'Ouest Suisse (EOS) building completed in 1995, based on a winning competition entry of 1991. The Nestlé project marked a turning point in the consolidation of the firm's reputation, and since then, RDR has been entrusted with other prestigious commissions such as the New Learning Centre for the International Institute for Management Development (IMD), the new extension for the La Prairie clinic, and major housing projects in Switzerland.

The architects have been awarded prizes for their proposals in numerous competitions, and in parallel to their practice dedicate considerable time to academic pursuits as guest critics or lecturers at architecture schools in Europe, the United States, and Latin America.

www.rdr.ch



Photographer: Yves André

Model: Jehanne Carnal

Graphic design: Marco Turin











kunst

In Zeiten des Übergangs

Das Projekt FUGE für eine künstlerische und kulturelle Zwischen-nutzung der städtischen Siedlung Bernerstrasse in Zürich ging am 31. Januar 2004 zu Ende. Alle KünstlerInnen und Studierenden haben die Grünau verlassen, viele arbeiten längst an anderen Orten, an anderen Projekten. Andere Menschen mit schwererem Gerät sind seither der Siedlung handfester zu Leibe gerückt. Von den 26 Wohnblocks ist nichts mehr übrig als die Erinnerung in den Köpfen – und ein Archiv, das D.A.G., das die realen Räume der Siedlung überdauern wird.

27
26
25
24
23
22
21
20
19
18
17
16
15
14
13
12
11
10
9
8
7
6
5
4
3
2
1

Konzept und Leitung
Tobi Hobl
thobi@gmx.ch

Copyright © 2004 bei Pro FUGE

Impressum

Herausgeber
Verein Pro FUGE
profuge@tiscali.ch

Gestaltung
Sylvia Schmucki
sy@agentsy.ch

Textredaktion
Hans-Peter von Däniken

Korrektorat
Susan Winkler
suwinkler@bluewin.ch

Prepress
Hürlimann Medien AG
info@hue.ch

Konzept und Leitung
Tobi Hobl
thobi@gmx.ch

Copyright © 2004 bei Pro FUGE

Impressum

Herausgeber
Verein Pro FUGE
profuge@tiscali.ch

Gestaltung
Sylvia Schmucki
sy@agentsy.ch

Textredaktion
Hans-Peter von Däniken

Korrektorat
Susan Winkler
suwinkler@bluewin.ch

Prepress
Hürlimann Medien AG
info@hue.ch

Konzept und Leitung
Tobi Hobl
thobi@gmx.ch

Copyright © 2004 bei Pro FUGE

Impressum

Herausgeber
Verein Pro FUGE
profuge@tiscali.ch

Gestaltung
Sylvia Schmucki
sy@agentsy.ch

Textredaktion
Hans-Peter von Däniken

Korrektorat
Susan Winkler
suwinkler@bluewin.ch

Prepress
Hürlimann Medien AG
info@hue.ch



inhalt

Editorial Von Tobi Hobl und Christine Fueter (Projektleitung)	5
Station FUGE Wie die Grüna u geistige Energien freisetzte. Von Andrej Spendov, Übersetzer und Betriebsleiter der Quartierfabrik Vert.Igo, Präsident von Pro FUGE	6
Bildteil I: KünstlerInnen dokumentieren ihre Arbeiten	8
Kunst als Sozialarbeiterin Ein kunstkritischer Streifzug. Von Barbara Basting, Kulturredaktorin beim «Tages-Anzeiger»	24
Stadtschaftskunst als Eingriff Warum FUGE etwas über die Schweiz aussagt. Von Frans Geraedts, Philosoph, Fachbegleiter der Quartierentwicklung Grüna u	26
«So günstig ist Kultur nicht zu haben» Ein Selbstgespräch von Andreas Niederhauser, Künstler	27
Treffpunkt, Kontrapunkt, Oase Statements der FUGE-KünstlerInnen. Aufgezeichnet von Gabi Mojzes, Kunstwissenschaftlerin und Kulturmanagerin, Projektkoordinatorin FUGE	28
Bildteil II: Fotografien von Franz Rindlisbacher	30
Ausbruch aus dem Schulalltag Weshalb FUGE den HGKZ-Studierenden gut tat. Von Hans-Peter von Däniken, Publizist	44
Bildteil III: HGKZ-Projekte in der Grüna u	46
Atmosphärenforschung Wie es zum «Digitalen Archiv Grüna u» kam. Von Hannes Rickli, Dozent HGKZ	66
«Cool, so eine Vernissage» Kinder und KünstlerInnen in der Grüna u. Von Hannah Munz, Leiterin des Gemeinschaftszentrums Grüna u	68
Zürich beginnt in der Grüna u, Stadtentwicklung auch! Für die Fachstelle für Stadtentwicklung war FUGE ein Erfolg. Von Michael Emmenegger, Projektleiter Fachstelle für Stadtentwicklung	69
Zu hohe Erwartungen an die Kunst? Ein Gespräch mit Ursula Rütimann und Klaus Güntensperger vom MieterInnenbüro in der Siedlung Bernerstrasse	70
Soziale Arbeit in der Grüna u Erinnerungen an Begegnungen im Arbeitsalltag des MieterInnenbüros. Aufgezeichnet von Ursula Rütimann, Sozialarbeiterin	71
Ein buntes Puzzlespiel Für Kulturmobil von Pro Helvetia ist FUGE richtungsweisend. Von Reto Staeheli, Pro Helvetia, Abt. Kultur & Gesellschaft	72
Eine Win-win-Situation für alle Seiten Ein Gespräch mit Hans Graf von der Liegenschaftenverwaltung der Stadt Zürich	73
Städtisches Wohnen für wenig Geld Das Neubauprojekt Werdwies. Von Daniel Kurz, Historiker, Amt für Hochbauten der Stadt Zürich	74
Von der Überforderung und der Unterforderung der Kunst Die Kunst kann nicht alles richten. Von Gabriela Christen, Kulturredaktorin bei Schweizer Radio DRS und Dozentin HGKZ	76
Ausziehen Von Ruth Schweikert, Schriftstellerin	78



Rahel Hegnauer «Nest»



editorial

«Die Welt will keine Kunst. Die Welt will Geld, Essen und Trinken, trockene Füsse, Unterhaltung, Geschlechtsvergnügen. Der Künstler ist daher überflüssig.»

Herbert Rosendorfer

Die Welt will keine Kunst, und wenn schon, dann in den dafür vorgesehenen Reservaten, in Galerien und Museen. «Kunst trotz allem», das könnte der Untertitel zum Projekt FUGE sein. Statt eines Museums 26 Blocks einer Abbruchsiedlung, statt eines zentrurnahen Trendquartiers ein Wohngetto an der städtischen Peripherie. Und dazu nur ein Bruchteil der benötigten finanziellen Mittel, nur ein Bruchteil der benötigten Stellenprozente. Trotzdem, das Projekt FUGE für eine kulturelle und künstlerische Zwischennutzung der Siedlung Bernerstrasse im Zürcher Quartier Grünau hat stattgefunden. Diese Dokumentation zeigt, was dabei herausgekommen ist.

Im Zentrum steht der Bildteil mit den Arbeiten der involvierten freien Kunstschaftenden und der Studierenden der Hochschule für Gestaltung und Kunst Zürich (HGKZ). Viele der 150 Künstlerinnen und Künstler haben auf Einladung für diese Dokumentation digitales Bildmaterial ihrer Werke eingesandt. Diese Fotografien vergegenwärtigen mit besonderer Intensität das Projekt FUGE. Aus ihnen hat die Grafikerin Sylvia Schmucki eine erste Bildstrecke komponiert. Ihr lässt sie eine zweite mit Aufnahmen des Fotografen Franz Rindlisbacher folgen, der zehn vom Kuratorinnenteam ausgewählte Arbeiten abgelichtet hat. Die dritte Bildschiene schliesslich ist den Projekten der HGKZ gewidmet. 270 Studierende und 14 Dozierende der Abteilung Lehrberufe für Gestaltung und Kunst haben die Schulräume verlassen, um sich in der Grünau zu Themen wie «At home immobile» oder «Digitales Archiv Grünau» mit der sozialen und städtebaulichen Realität dieses Randbezirks auseinander zu setzen.

Der Textteil bildet den Rahmen für das reiche Bildmaterial. Die Schriftstellerin Ruth Schweikert bettet alles Kunstschaffen und Philosophieren in eine Geschichte von unerfüllten Wünschen, unerwarteten Enttäuschungen und der Hoffnung, dass mit dem Auszug alles besser werde. Zwei anerkannte Kunsthistorikerinnen geben einerseits eine Aussensicht auf das riesige Kunstvorhaben (Barbara Basting) und beleuchten andererseits die Bedeutung von Kunst für die Stadtentwicklung (Gabriela Christen). Komplexität und Einmaligkeit des Projekts FUGE werden vor Augen geführt, indem das dichte Netzwerk von Beteiligten aus den Bereichen Kunst, Architektur, Bildung, Stadtentwicklung und Soziokultur erkennbar gemacht wird. Was hat die städtische Liegenschaftenverwaltung mit Kunst am Hut? Warum engagiert sich die Fachstelle für Stadtentwicklung für ein künstlerisches Pilotprojekt mit ungewissem Ausgang? Weshalb interessiert man sich im Sozialdepartement für das Potenzial von Kunst? Wieso reden in Zeiten des Überganges, in denen Kunst und Kultur aus den Budgets verschwinden, doch alle von Kunst? Hat FUGE dem Überflüssigen Tür und Tor geöffnet?

Tobi Hobi

Vorstand Pro FUGE
Projektleitung HGKZ

Christine Fueter

Projektleitung FUGE

Station FUGE

Wie das Zürcher Randquartier Grünau in den Köpfen einen Ort fand und geistige und künstlerische Energien freisetzte. Von Andrej Spendov.

Tramhaltestelle Tüffenwies

Hier beginnt die Grünau, ein Zürcher Randquartier, ein urbanes Gefüge der Widersprüche und Gegensätze. Sie beginnt unter der Europabrücke, beherbergt Bürgerinnen und Bürger aus der ganzen Welt, ist grün, ist grau, ist Dorf mit Grossstadtarchitektur. Wenn es darum geht, die Grünau zu charakterisieren, werden ihre Mängel beschrieben, nicht ihre Vorzüge. Die Grünau ist nicht, könnte man meinen: nicht anziehend, nicht reich, nicht Altstetten, nicht Zürich. In die Grünau zieht man nicht aus freien Stücken. Will aber nicht heissen, dass man hier nicht gerne wohnen bleibt. Die Attraktivität dieses Quartiers machen die hier lebenden und arbeitenden Menschen aus.

Grünaustrasse ... Bändliweg

Und mitten drin die Siedlung Bernerstrasse, ein Abbild des Quartiers, Schauplatz der FUGE.

Als bekannt wurde, dass diese Siedlung aus bautechnischen Gründen abgerissen wird, sah man sich einer neuen Belastung für das Quartier ausgesetzt. Die Grünau schien gänzlich aus den Fugen zu geraten. Die Tatsache, dass die Siedlung Bernerstrasse einem Neubau weichen muss, löste Fragen und Ängste aus: Was geschieht mit den Menschen, die dadurch ein Stück Heimat verlieren? Was geschieht vor dem Umbau mit den leer werdenden Wohnungen? Was mit dem Quartier? Es fielen Stichworte wie Notwohnungen, Besetzungen, Zerfall. Die Stimmung an den Veranstaltungen, an denen die Zürcher Liegenschaftsverwaltung ab Herbst 1999 über die bevorstehenden Kündigungen und den Neubau Werdwies informierte, wurde zusehends gespannter.

Endstation Werdhölzli, das Tram wendet.

Die Grünau kennt seit bald zwei Jahrzehnten ein Denklabor, ein virtuelles Gedankengebäude, das von Arbeitstätigen im Quartier gespeist wird – im Wesentlichen von Hannah Munz, Leiterin des Gemeinschaftszentrums Grünau, Frans Geraedts, Philosoph aus Amsterdam, und Francesco Genova, Leiter der Quartierfabrik Vert.Igo. Mit dem Denken über das Quartier stellen sie sich seiner Wirklichkeit, nehmen Fragen und Ängste ernst und mobilisieren weitere Kräfte. Mittlerweile haben sie auch andere Leute, die hier wohnen und arbeiten, in ihre Denkarbeit miteinbezogen und damit ein Netzwerk geschaffen, das sich aktiv für eine positive Entwicklung der Grünau einsetzt, Verantwortung übernimmt und nach Möglichkeiten sucht, das Quartier lebenswerter zu gestalten. Dieses Netzwerk trägt den widersprüchlichen Charakter des Quartiers im Namen: GGG (Grau-Grün-Grünau).

Das Projekt FUGE keimte im Denklabor auf. Mit kultureller Zwischennutzung wollte man dem Verdikt des Abbruchs Positives abgewinnen, etwas für das Image des Quartiers und das Selbstbewusstsein seiner Bewohner tun. Zusammen mit dem Kulturmobil von Pro Helvetia, der Hochschule für Gestaltung und Kunst Zürich und der Fachstelle für Stadtentwicklung wurde ein Verein gegründet, der für Konzept und Umsetzung des Projekts zuständig war, als Schaltstelle zwischen der Liegenschaftsverwaltung und den Künstlern fungierte und die Anstellung zweier Kuratorinnen ermöglichte.

Bändliweg

Die Idee der FUGE, so einleuchtend und einfach, wie es gute Gedanken sind, lag in der Luft – nur nicht in jedermanns Greifweite. Gepflückt, gehörte sie plötzlich allen. Das Netzwerk der Akteure wurde immer grösser und mit ihm auch ein Spannungsfeld, in dem die FUGE schwebte. Unterschiedliche Interessen und Ansprüche lagen vor, und alle sollten sie von FUGE bedient werden.

Grünaustrasse

Ab September 2002 wurden die allmählich leer werdenden Wohnungen an Kulturschaffende aller Sparten als Ateliers vergeben. Damit blieb das Areal belebt und weckte das öffentliche Interesse. Der Exodus hinterliess Spuren.

Tüffenwies

Der Grünau kann man sich nicht mehr entziehen, seit es die FUGE gegeben hat. Sie ist vermerkt auf einer Landkarte von künstlerischem und kulturellem Schaffen, wie auch immer die Fazite der Beteiligten ausfallen mögen. Die Grünau ist.

Die FUGE selber hat, nachdem sie Ende Januar 2004 verklungen ist und der Abbruch der Siedlung Bernerstrasse Realität geworden ist, eine neue Heimat gefunden in den Köpfen der Teilnehmenden und Teilhabenden. So wird sie unter der Europabrücke hindurch in die Welt hinausgetragen und kommt, man möchte es hoffen, nicht zur Ruhe.



Corinne Rusch «If somebody would know what happened»



01/



02/



03/



04/

05/



06/

07/



08/



09/



10/



11/

- /01 «mit» MIRJAM STAUB, KARIN SCHWARZBEK, THERES WAECKERLIN, MERET WANDELER, KAROLINE SCHREIBER, HANNA ZÜLLIG, AGATHA ZOBRIST, ALESSANDRA TAVERNINI, ELIANE RUTISHAUSER, SABINE HAGMANN, REGULA MICHELL, KLODIN ERB «DER STADTRAT BESUCHT «mit» BÄNDLISTRASSE 36
- /02 RAHEL HEGNAUER «RASEN» BÄNDLISTRASSE 48/05
- /03 CHANTAL HOEFS, CHRISTINE SCHÜTZ «TORZEIT» DVD BÄNDLISTRASSE 43/10
- /04 ANDREAS RUDOLF, JANINE DÄHLER, HEIDI BAGGENSTOS «UNTER DER HAUT» BÄNDLISTRASSE 38/01
- /05 DANI MISIO «BY, BY GRÜNAU» BÄNDLISTRASSE 46/02
- /06 YOUSIF SALIH «WASSERSCHLAUCHSPIRALE» BÄNDLISTRASSE 38/02

- /07 CLAUDIO GINOCCHIO DREIFUSS NITE ART EVENTS «TROCKENRAUM» BÄNDLISTRASSE 6/1
- /08 ANDI BOESCH NITE ART EVENTS «ANOTHER FILM ON THE WALL» BÄNDLISTRASSE 6/3
- /09 REBEKKA STALDER NITE ART EVENTS «RAUM UND ZEIT» BÄNDLISTRASSE 46/2
- /10 PAUL TAKÁCS, ELIANE RIMANN NITE ART EVENTS «SCHRANK» BÄNDLISTRASSE 46/2
- /11 MALAIKA BELFOR NITE ART EVENTS «VON FRAUEN, KÜHEN UND EINIGEN MÄNNERN» BÄNDLISTRASSE 46/2



01/



02/



04/

- 03/ 01 ALEXANDRA CARAMBELLAS «INSIDE-OUT» GRÜNAURING 37/03
 02 BEAT RECK «BILDER AUS DER PERIPHERIE» BANDLISTRASSE 44/04
 03 CHRISTOPH ZELLWEGER «KNOCHENARBEIT» GRÜNAURING 39/03
 04 ANDREA MEIER «WASSERSCHADEN» GRÜNAURING 47/05



01/

02/



03/



04/



05/

06/



07/

- /01 CORINNE RUSCH «IF SOME» BÄNDLISTRASSE 46/10
- /02 SAMUEL HAETTENSCHWILER «WANDCOLLAGE» GRÜNAURING 29/03
- /03 MARIANO GAICH «PEAK DIP BOOM SLUMP» GRÜNAURING 33/06
- /04 STEFAN ROHNER «TÜRVORLÄUFER» BÄNDLISTRASSE 38/06
- /05 KARL-HEINZ HASSELMANN «ALLTAGSBEWÄLTIGUNGSSTRATEGIEN» GRÜNAURING 35/03
- /06 MAGDA JARZABEK «HAUSHALTSPRÄGUNG» GRÜNAURING 35/03
- /07 SIMONA WEBER, GIAN KLAINGUTI «FERNE ERMÖGLICHT NÄHE» BÄNDLISTRASSE 44/03

- /08 BARBARA BIETENHOLZ «HAUSHALTINVENTAR» GRÜNAURING 39/05
- /09 FLAVIA SCHENKER «PUTZSCHRÄNKE» GRÜNAURING 47/05
- /10 ROGER HUBLI, DENIS EGGENBERGER «EXPEDITION» BÄNDLISTRASSE 22/03
- /11 VERENA GASSMAN, SUSAN HENGARTNER, ADRIANA MIKOLASKOVA, KATRIN SIMONETT, CLAUDIA THIESEN, DANIELA WETTSTEIN «PAK-PRAXIS FÜR ANGEWANDTE KUNST» BÄNDLISTRASSE 42/01
- /12 ANDREAS VOGEL «GAUDIUM» BÄNDLISTRASSE 38/06
- /13 ERIKA GEDEON, STEFAN SCHMIDHOFER «GESCHICHTENBATTERIE» GRÜNAURING 37/04
- /14 NATALIE SZATHMÁRY, JUDITH BÜHLER «EINLAUF» RAUM- UND KONSUM(GUT)GESTALTUNG NACH THEMA, FOTOGRAFIE, GUSTATORISCH-ÖLFAKTORISCHE GESTALTUNG KULTURELLER KLEINSTANLÄSSE BÄNDLISTRASSE 30/06



08/



09/



10/

11/



12/



13/



14/

Eine Erinnerung setzt sich aus vielen unterschiedlichen Teilen zusammen. Sie kann bewusst und unbewusst sein und hat für jeden einzelnen Menschen stets verschiedene Bedeutungen, obwohl es gleiche Erfahrungen sein können. Das Gewicht der Erinnerung ist jedesmal anders, das hängt von der Person, der Zeit, der Situation etc. ab. In Bedburg-Hau auf dem Gelände der Rheinischen Landesklinik (Fachklinik für Psychiatrie und Neurologie) wurden mit 8 Filmen Aufnahmen gemacht, mit zufälligem, aber auch geplantem Motiv. Alle insgesamt etwa 290 unterschiedlichen Aufnahmen wurden je einmal im Format 5×7 inch (ca. 13×18 cm) abgezogen. Jeder Abzug hat die Nummer des jeweiligen Filmes bzw. Bildes. Die Abzüge werden/wurden in 1/3×1/3 inch grosse Stücke geschnitten, einige Abzüge jedoch bleiben ungeschnitten. Die Stücke jeweils eines Abzuges werden in einer Filmdose aufbewahrt (nummeriert entsprechend des Filmes/Bildes), um später aufgeklebt zu werden. Ein paar Fotos bleiben in den Fotodosen – geschnitten –, sie werden nicht aufgeklebt werden. Jede Arbeit besteht aus den Stücken eines einzigen Foto-Abzuges.



01/



02/



Die ausgestellte Installation mit dem Titel «Planungsbüro I» ist der erste Teil eines umfangreichen Projektes mit dem Arbeitstitel WWCITY. Bei WWCITY geht es um die Gründung einer Stadt. Dabei muss man als Erstes einmal die Vorstellung von einer Stadt im herkömmlichen, städtebaulichen und architektonischen Sinne beiseite lassen.

03/



04/



04/

- /01 TATSUTO SUZUKI «ÜBERLEGUNGEN ZUM THEMA MECHANISMUS DER ERINNERUNG» GRÜNAURING 35/03
- /02 HANS STALDER «WANDBILDER» GRÜNAURING 39/01
- /03 SANDRO STEUDLER «PLANUNGSBÜRO 1» BÄNDLISTRASSE 30/08
- /04 SAMUEL MEIER NEUEROSE «SCHMUTZTAGEBUCH» BÄNDLISTRASSE 30/01



01/

BETA sind Veranstaltungen, bei denen Kunst, Musik und die theoretische Reflexion darüber kollidieren. Die Künstlerinnen Andrea Thal und Miriam Steinhauser laden lokale und internationale Größen sowie Newcomer aus verschiedenen Szenen an einem Abend ein. Die Teilnehmenden werden Bestandteil einer Komposition. BETA hat performativen Charakter.



02/

05/



03/



04/



- /01 ANDREA THAL, MIRIAM STEINHAUSER «BETA» BÄNDLISTRASSE 30/10
- /02 YASSER BOOLEY «UNTITLED» BÄNDLISTRASSE 36/02
- /03 ANNA BARTH «TANZPERFORMANCE» GRÜNAURING 25/03
- /04 ANKE ZÜRN «FÜR DAS KINDERZIMMER» GRÜNAURING 35/03
- /05 JEAN-CLAUDE, TIMON, TIMTOM, BEN, GIANLUCA, MICHAEL «OSTPOLBAR» GRÜNAURING 39/02



01/



02/



06/



07/



08/



03/



04/



05/



09/



10/



11/



12/



13/

- /01 LUX BALTHASAR «TUSCHAQUARELL» BÄNDLISTRASSE 20/09
- /02 VALÉRIE JAQUET «FEMME 4» BÄNDLISTRASSE 44/07
- /03 MARIE-NOËLLE ARIF-BERDAT «UNTITLED» BÄNDLISTRASSE 48/04
- /04 MIRIJAM SPENDOV «SPURENSCHATTEN» GRÜNAURING 47/08
- /05 FLURINA MICHAEL «SPECDROM» GRÜNAURING 45/09
- /06 ANDREAS NIEDERHAUSER «JEDEM SEINE FARBE» BÄNDLISTRASSE 34/02
- /07 PINO ESPOSITO «HEIMAT ABER WO?» VIDEOFILM BÄNDLISTRASSE 34/06
- /08 GABI VOGT «UNTITLED» BÄNDLISTRASSE 24/08
- /09 ROGER MEIER «SPACECHINDL» GRÜNAURING 47/01
- /10 MARIANNE ENGEL «WURZELSCHWANE» GRÜNAURING 47/01
- /11 ROBERT VILLEGAS «SPECHT UNTERWEGS» GRÜNAURING 47/03
- /12 HANS-HENDRIK BARTH «ACRYL AUF LEINWAND» GRÜNAURING 27/07
- /13 FRANK KELLER «SPACESHIP» BÄNDLISTRASSE 38/06



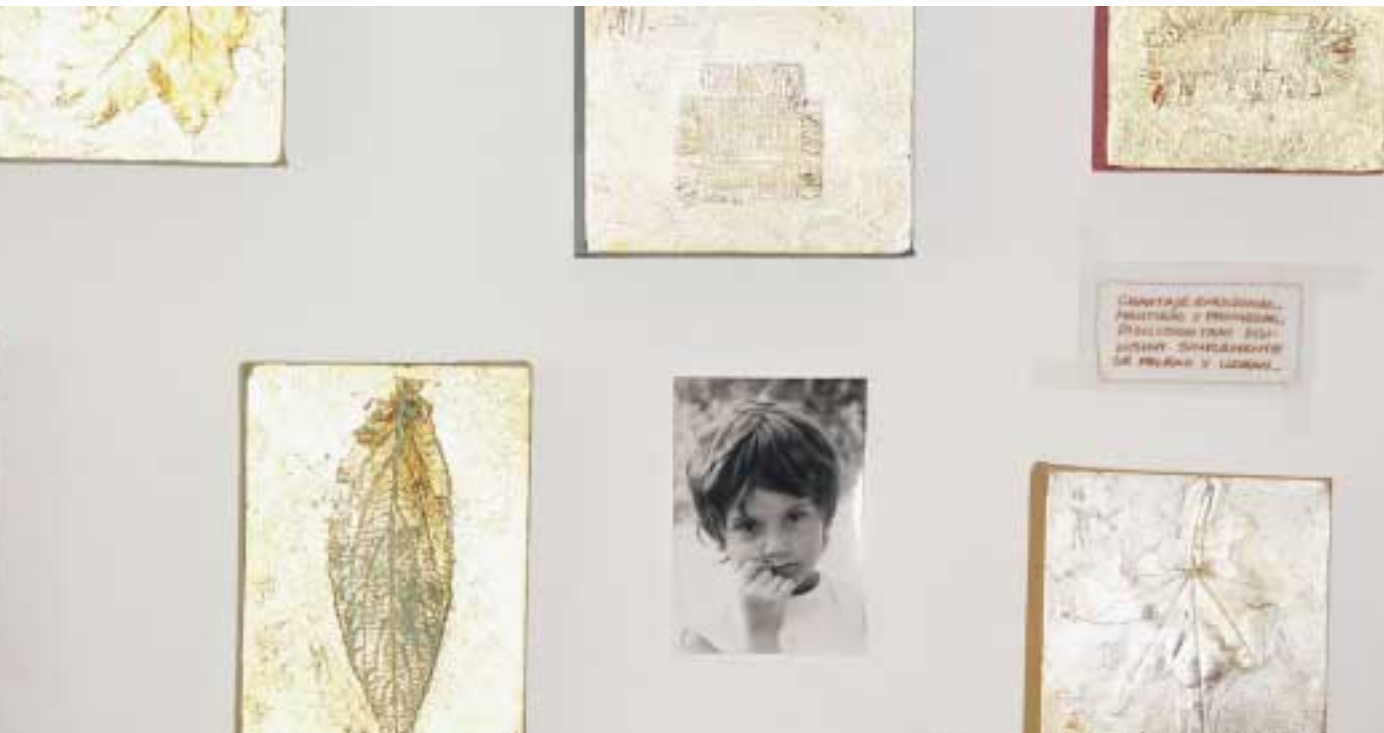
01/



02/

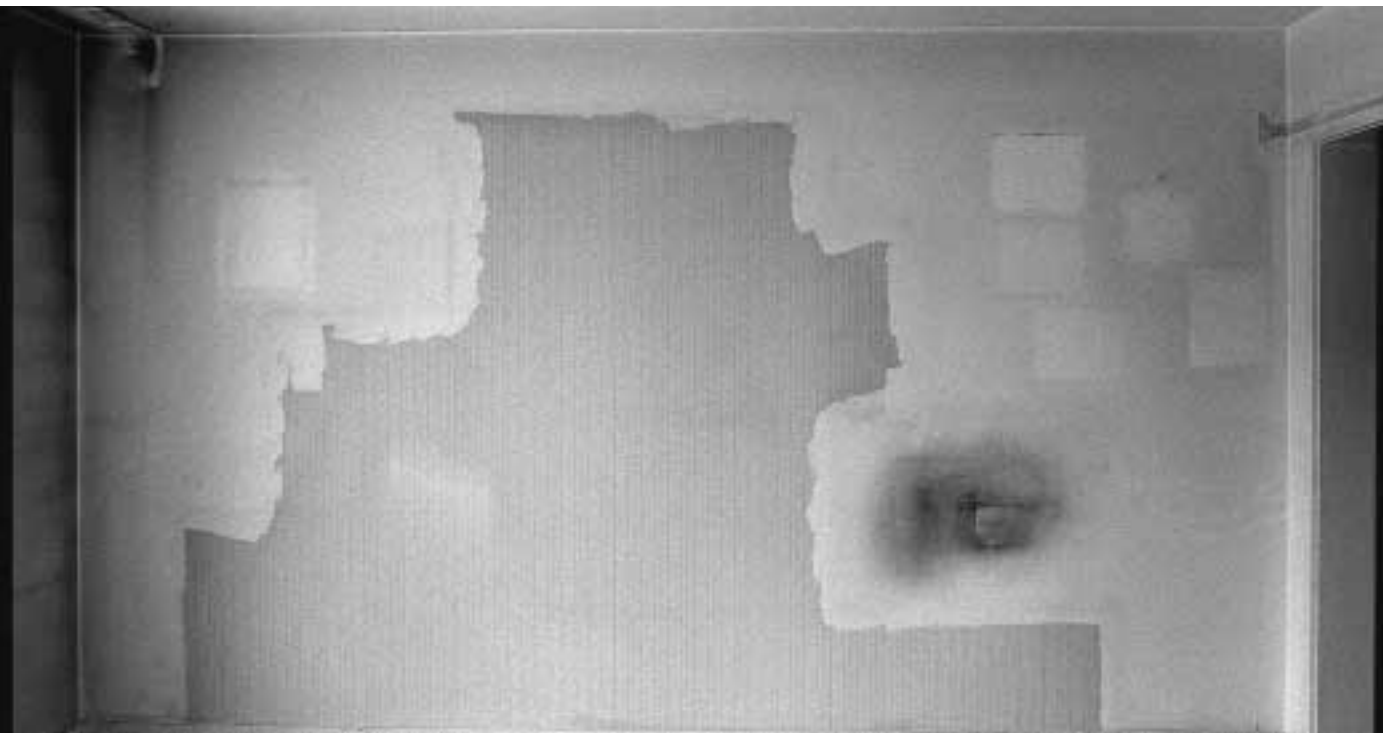


03/



04/

/01 LILIAN FREI «WO DER ANFANG ENDE IST» BÄNDLISTRASSE 34/01
/02 CHRISTOPH WAGNER «SCREEN SPION» BÄNDLISTRASSE 30/08
/03 YASUKO WADA «MOND» GRÜNAURING 27/03



05/

/04 FRANCESCA SGANZERLA «WALL THE DAY AFTER» BÄNDLISTRASSE 38/03
/05 VANESSA PÜNTENER «UNTITLED» STRATES GRÜNAURING 39/06

Kunst als Sozialarbeiterin



Ein kunstkritischer Streifzug durch die Siedlung Bernerstrasse am letzten Abend. Von Barbara Basting.

Ende Januar 2004. Der letzte Samstagabend mit Publikum in der Siedlung Bernerstrasse. Zahlreiche Besucher stapfen durch den Schneematsch zwischen den Häusern, drücken sich in den engen Treppenhäusern aneinander vorbei. Einige Fenster in dem weitläufigen Gebäudekomplex sind erleuchtet; kleine Grüppchen und Partygesellschaften sind zu sehen. Anderswo kleben Schriftzüge oder Schattenrisse von Personen auf den Scheiben. Im Haus, wo das «Inventarium», eine Art Überblicksgalerie und Anlaufstelle, einquartiert ist, soll die Performance «Schauplatz Fassade: Akteure 10 Rolladen und 10 Vorhänge» stattfinden. Die Menschenmenge versammelt sich im Hof, die Stimmung ist aufgekratzt.

Das war vor einem halben Jahr anders, im Sommer 2003, als ich die Veranstalterinnen Christine Fueter und Gabi Mojzes traf. Der Gartenhof war menschenleer, von wenigen Passanten abgesehen. An den Klingeln sah man, dass viele Wohnungen schon als Ateliers benutzt wurden. Ich läutete bei Ruth Greter, eine der wenigen anwesenden Kunstschaaffenden. Ihr Projekt: Sie schrieb tagebuchartige Aufzeichnungen, in denen sich sehr genau die Veränderungen der Siedlung, aber auch der politische Alltag oder ihre Lektüren niederschlugen, kalligrafisch akkurat an die Wände. Der Respekt Ruth Greters für diese bescheidenen Räume, in denen vielleicht einmal eine Familie auf engstem Raum hatte zusammenleben müssen, wirkte sympathisch.

Auch die erwähnte Rolladen-Vorhang-Performance ist eine schlichte, poetische, sehr gelungene Sache, nah am Ort und seiner Geschichte, nichts Aufgesetztes, keine überkandidelte Kunstaktion, sondern geschickt aus dem Vorhandenen entwickelt. Eher peinlich wirken dagegen der Epilog auf das FUGE-Projekt und das Riesenfeuerwerk, abgebrannt von den Balkonen einer Fassade und von den Dächern aus. Sicher, die in Gruppen herumstehenden Quartierkinder und -jugendlichen, unter ihnen zigarettenrauchende Zehn-, Elfjährige, sind begeistert. Aber in den gewaltigen Funkenregen vor den Häusern, die bald abgerissen werden, mischt sich auch das Pathos der Zerstörung. Aus dem Feuerwerk wird ungewollt ein Sinnbild für das Abfackeln von etwas Altem, mit dem man nicht mehr so recht klarkommt. Denn

das ist die Grünau, eine Art urbanistisches Schandflecklein. Es kann einer Stadtverwaltung vermutlich nichts anderes einfallen, als sanierungsbedürftige Gebäude abzureissen, wo man mit der Arbeit vielleicht an einem anderen Punkt ansetzen müsste.

In der sympathischen «Nachbar» gibt es ein einfaches Reisgericht. Am Tisch spreche ich einen jungen Mann an, er heisst Sandro Steudler und bespielt als Künstler eine der Wohnungen. Er erzählt, was ich beim Rundgang an dem Abend noch öfter höre: Dass die Durchmischung mit der Quartierbevölkerung nicht wirklich stattgefunden habe; dass es auch gerade seitens der Jugendlichen, die zum Teil als Banden aufträten, viele Zerstörungen gegeben habe. Deswegen kam es gar nicht in Frage, teure Materialien oder elektronische Geräte in den Wohnungen zu lassen. Sandro Steudler, der an der Düsseldorfer Akademie bei Harald Klingelhöller studiert hat, zeigt mir später seine Installation, eine Art Pavillon. Als Arbeitsraum war die Grünau für ihn hochwillkommen, und im weitesten Sinne hat sein Projekt mit Architektur, Urbanistik zu tun. Tags darauf reist er damit nach Bochum zu einer Gruppenausstellung in der dortigen Kunsthalle.

Sandro Steudler nennt mir Ateliers, die er für «lohnend» hält. Allerdings sind an dem Abend schon viele Wohnungen verlassen. Also lasse ich mich treiben. Auffällig ist, dass nicht wenige Kunstschaaffende krampfhaft etwas mit der Sondersituation «leere Wohnung kurz vor Abriss» anzufangen versuchen. Wie beengt und in Konventionen befangen wir wohnen und leben, wird eigentlich erst an diesen Ausbruchversuchen sichtbar, die so furchtbar gebastelt wirken. Da kämpft man sich durch aufgehängte schwarze Folien wie durch ein Gruselkabinett hindurch, nur um plötzlich vor einem offenen Fenster zu stehen. Kichernde Künstler im Hintergrund.

Immerzu – oder täuscht der Eindruck? – trifft man auf Räume, in denen mal ordentlich, mal unordentlich Fäden gespannt sind, bis hin zur raffinierten Raumplastik aus Damenstrümpfen. Das Verspintisieren von Normraum als grösste Provokation und künstlerische Herausforderung: Das ist, je nachdem, sogar schön. Und trotzdem: Was solls? Einer hat das gesamte Holzriemenparkett losgeklöpelt, und die feinen Riemchen bilden nun ein neues Muster, ähnlich einer Flösserlandschaft von oben.

Immer wieder sind Löcher in die Wände gebohrt worden, Mauern durchbrochen, die den Ausblick auf Baustellen-situationen freigeben, Wände auf die verschiedenste Weise bemalt, Tapeten so abgekratzt, dass Figuren hervortreten, sogar ganz konventionell Bilder oder Fotografien aufgehängt oder die entfernten Möbel und Haushaltsgegenstände als gemalte Silhouetten auf der Wand noch einmal herbeizitiert. Das wirkt alles so arty, so kunstklassenmässig konditioniert.

Irgendwann viel später – ich bin schon an etlichen Videos und ehemaligen Wohnzimmern mit in müder Partystimmung herumgammelnden Kunstgrüppchen vorbeigekommen und bin selber etwas erledigt, vielleicht auch, weil kaum etwas vom Gesehenen richtig begeistert – lande ich in einer Wohnung, wo ein grosses Fernsehbild an die Wand gebeamt wird. Ob ich Lust hätte, einen Film zu sehen, er dauere nur zehn Minuten, fragt mich ein Mann. Das klingt nach zuschnappender Falle. Sofern ich es so lange darin aushalte, entgegne ich vorsorglich. Er grinst. Der Film stammt vom kanadischen Experimentalfilmer Kenneth Anger, ich sehe ihn hier zum ersten Mal. Eine ziemlich krasse Melange aus Bildern, ein Feuerwerk aus Farben und Effekten und wilden Schnitten und Sound und absolut umwerfend. Noch ein paar andere hängen in dem Heimkino, es heisst «Kinoapparat» und bot während der FUGE-Zeit lauter solche Filmspecials. Wolf Schmelter, der Hereinlocker, ist erfreut über die dampfende Begeisterung und legt «Scorpio Rising» und «Lucifer Rising» von Anger nach, wahre Kultdinger. Der Abend ist gerettet. Mit Filmen aus den 60er-Jahren ...

Im letzten Tram von der Grünau in Richtung Innenstadt; die Fahrt scheint sich unendlich lang hinzuziehen. Mir kommt nicht zum ersten Mal an diesem Abend Thomas Hirschhorns «Bataille-Projekt» in den Sinn, das er 2002 in Kassel an der Documenta11 zeigte. Es fand in einer ähnlich unterprivilegierten Siedlung statt, die allerdings im Unterschied zur Grünau nicht von Abbruch und Mieterkündigungen bedroht war. Sicher, der Vergleich ist unfair; Hirschhorn hatte von vornherein eine andere Aufmerksamkeit. In Kassel ersetzten nicht einfach viele offenbar etwas willkürlich ausgewählte Künstlerinnen und Künstler die vertriebene Mieterschaft, vielmehr stellte Hirschhorn (auch) mit den Bewohnern etwas an. Auch damals wurde kritisch gefragt: Ist das nachhaltig? Ist am Ende der Documenta nicht Hirschhorn der Gewinner nach Punkten am Kunstmarkt, und für die Türken aus der Siedlung ändert sich gar nichts? Der Künstler als besonders fantasievoller Sozialarbeiter ist ein heikles Ding.

Aber bei der FUGE kommt das Seltsame hinzu, dass offenbar der Druck zu solcher Sozialarbeit, die Ortsbezogenheit oder zwanghafte situative Anpassung der Kunst auch deformierend auf die Kunst gewirkt hat. Von allem, was ich gesehen habe, sind mir jene Künstlerinnen und Künstler fast am sympathischsten, die einfach das Angebot günstiger Arbeitsräume genutzt haben; sie sind ehrlich, haben nicht diese buchstäblich künstliche Anbiederung an die Mieterschaft gesucht, die wahrhaftig andere Probleme als die Beschäftigung mit Kunst hatte. In irgendeiner der Wohnungen schnappte ich den folgenden Gesprächsfetzen auf: «Es klaffte ein Abgrund zwischen den beiden Welten.» Das war wohl der beste Satz des Abends. Denn zum einen sind Künstler nicht immer die idealen Vermittler ihres Tuns, und eher kunstferne Kreise, die noch dazu mitansehen mussten, wie ihre Wohnungen von Kreativlingen übernommen werden, sind verständlicherweise heikle Adressaten. Zum anderen ist preisgünstiger Raum allein keine Garantie für das Entstehen guter Kunst.

Stadtschaftskunst als Eingriff



Ein Geschenk, ein Gesamtkunstwerk, ein Refugium: Warum das Projekt FUGE über die Schweiz etwas aussagt. Von Frans Geraedts.

FUGE war zuallererst ein Gesamtkunstwerk. (Es war auch das grösste Ateliergelände von Europa; ein weites Experimentierfeld für Kunstschulen und Kunststudierende; eine intelligente Zwischennutzung, die Bewohnern den allmählichen Abschied ermöglichte und Besetzungen zuvorkam; eine Aufwertung des Images und Selbstbildes der Grünau; ein kleiner Schritt in einer langfristigen Quartierentwicklung.)

FUGE war ein Geschenk. Ein Geschenk an die teilnehmenden Künstlerinnen und Künstler. Ihnen wurde Zeit und Raum geschenkt, noch wichtiger, es wurde ihnen Geschichte, Bedeutung und Kontext zuteil. Am Rande der Stadt, in einem Quartier mit sehr vielen Immigranten, in einer Siedlung, die abgerissen wird, in Wohnungen, wo gerade eben noch Menschen gelebt haben, gilt es, Kunst zu machen, Kunst, die diesem Kontext gerecht wird, Kunst, die sich dieses Geschenkes würdig zeigt.

Ein Geschenk ist immer auch eine Herausforderung. Es bringt aus dem Nichts Beziehung zustande, es zeugt von gegenseitigem Respekt, es bricht die Konventionen von Ökonomie und Markt, es gibt dem Wünschen Raum, es stiftet eine offene und gerade deswegen unheimliche Verpflichtung. Es ist deshalb kein Wunder, dass dieses Geschenk an die Kunst von Anfang an auch diffamiert, entwürdigt, heruntergespielt wurde.

Manche Künstlerinnen und Künstler haben es nicht wirklich geschafft, in ihrer Arbeit der künstlerischen Situation von FUGE gerecht zu werden. Man könnte sagen, dass sie FUGE zum billigen Atelier vereinfacht haben. Dass dabei trotzdem einige sehr gute Arbeiten entstanden sind, lässt sich nicht leugnen. Andere sind an FUGE fast verzweifelt. Sie sind an der selbst gestellten Aufgabe gescheitert. In diesem Vergebens kam ihre Arbeit FUGE sehr nah.

Gerecht wurde FUGE sich selbst als Gesamtkunstwerk. Gedacht, aber nicht geplant, gewollt, aber nicht gesteuert, voller Urteilskraft hat dieses Dazwischen eine gewaltige Analytik entfaltet. FUGE zeigt Wesentliches auf im Spannungsfeld von Kunst, Schweiz, Peripherie und Immigration. FUGE wurde von den Künstlern als Innenraum gestaltet. Die Wohnungen haben – wie schon vorher schwierige

Lebensgeschichten – die Schwierigkeit von Geschenk und Kunst absorbiert, vereinnahmt, versteckt. Auch dort, wo FUGE aufbrach, wo sich Künstler nach draussen wandten, blieb es bei einer Kehre nach innen, in den geschützten Hof. Schönheit hat das nicht verhindert, wie ehemals für die früheren Bewohner nicht Gemeinschaft. Aber es haftet dem Ganzen unwiderruflich die Einsicht an, dass eine Chance genutzt wie vertan wurde. Dass eine Möglichkeit nicht gelebt, gestaltet wurde. FUGE blieb ein Jahr lang fast unsichtbar, ein unbeabsichtigtes Geheimnis. FUGE zeigt Angst auf und die Schwierigkeit, Bezug nach aussen aufzunehmen.

Zwei Kunstwerken ist es gelungen, sich gegenüber diesem Gesamtkunstwerk der Angst und der schwierigen Aussenbeziehung in einzigartiger Stellung zu halten. Sie verdichten, intensivieren, kommentieren es. Diese Kunstwerke sind über lange Zeit, von Anfang bis Ende der FUGE, von zwei Frauen, Ruth und Rahel, geschaffen worden. Es handelt sich bei beiden Werken um Stadtschaftskunst. Kunst, die in offensichtlicher Analogie zu Entwicklungen in der Landtschaftskunst die Stadtschaft nicht mehr abbildet, auch nicht als Abstraktion, sondern direkt in sie eingreift und damit die ganze Stadt zur künstlerischen Fläche, zum Kunstwerk macht. Entscheidend aber ist, dass beide Kunstwerke die formalen Eigenschaften von FUGE als Spalt in Zeit und Raum, die konkreten Eigenschaften der Peripherie und der Immigration und die unheimlichen Eigenschaften der Aussenwelt in sich aufnehmen und peinlich genau gestalten. Sie stiften eine heitere und deswegen unsentimentale Traurigkeit, von der aus sich die ängstlich vergebene Chance erkennen, ergründen, ertragen lässt.

In diesem ersten Anlauf ist FUGE zu einem Refugium geworden. Das Geschenk, das FUGE ist, wurde als ein Geschenk der Gastfreundschaft angenommen – wie von einem Fliehenden, der froh ist für einen Moment, Unterschlupf zu finden. Ist es zu verwegend, in diesem geschützten Innenhof die Schweiz wieder zu erkennen? Die Schweiz als Peripherie in der Mitte Europas zu deuten? Die Angst als das zu verstehen, was Künstler, Schweizer und Immigranten teilen? FUGE als Refugium sprach, sang, spielte, malte, schuf einen Anspruch. Nicht Heimweh, Heimrecht ist es, was FUGE fordert: für die Kunst, für die Immigration, für die Schweiz.

«So günstig ist Kultur nicht zu haben»



Auf legalem Weg Häuser zu besetzen und darin Kunst zu machen, ist gar nicht so einfach. Ein Selbstgespräch des Künstlers Andreas Niederhauser.

Was hat dich an FUGE besonders überzeugt? Spannend finde ich, dass das Projekt eine Errungenschaft der Hausbesetzer-Szene ist. Die Liegenschaftsbesitzerin, die Stadt Zürich, ist nicht untätig geblieben. Sie hat gemerkt, dass man mit leerem Raum eine Zwischennutzung organisieren kann. Dass die Stadt überhaupt auf diese Idee gekommen ist, verdankt sie sicher den Häuserbesetzern und Projekten wie Ego-City etc.

Was waren deines Erachtens die Beweggründe der Stadt, FUGE zu unterstützen? Vielleicht dachte man sich bei der Stadt, mit dem temporären Einbezug von Kulturschaffenden werde das Quartier positiv beeinflusst. Ein schöner Gedanke! Die Zwischennutzung diente auch den Mieterinnen und Mietern, die noch keine neue Wohnung gefunden hatten, damit sie nicht einsam in dieser grossen Siedlung verloren gehen.

Was hat dir am Projekt gefehlt? Man hätte noch viel mehr inhaltlich arbeiten können, auf die Siedlung bezogen: Wo sind wir? Was ist das für eine Umgebung, soziokulturell? Zudem hätte ich mir gewünscht, dass man sich einmal im Monat trifft, um über das Projekt FUGE zu reden.

Von euch Kulturschaffenden hat man mehr erwartet, passiert ist eigentlich wenig. Der Inhalt unserer Arbeit musste einen kulturellen Bezug zur Umgebung und Situation haben. Hier lag meiner Ansicht nach das erste Missverständnis. Es ist seitens der FUGE-Initianten etwas naiv, wenn sie glauben, dass die Kulturschaffenden die sehr günstige Miete der Wohnung übernehmen und sich zusätzlich für das Quartier einsetzen – gratis wohlverstanden. So günstig ist Kultur nicht zu haben. Zudem glaube ich nicht, dass das Quartier auf uns gewartet hat. Auf der anderen Seite hätte ich mir von den Kulturschaffenden gewünscht, dass sie sich nebst ihren Arbeiten vermehrt für den Ort interessierten.

Was glaubst du denn, was die Initianten erwartet haben? Schwer zu sagen. Jedenfalls meinte ein Vertreter der HGKZ, dass die hier gezeigte Kunst zu brav sei, er wünsche sich provokativere Kunst. Sie dachten, dass jetzt die Post

abgeht, dass wir das Haus gratis anmalen, die Wohnungen auseinander nehmen und ihnen ein grosses kulturelles «Teil» machen – vielleicht eine ähnliche Sache wie Thomas Hirschi an der letzten Documenta. Doch in der Grünau blieb es ruhig, niemand hat sich gross in Szene gesetzt. Weshalb auch? Diese Ruhe, vielleicht auch Verweigerung empfand ich als wohltuend. Der Unterschied zu Ego-City oder Sihl-City ist, dass hier die Kultur nicht als Schutz gebraucht wurde – Schutz im Sinne von «Rechtfertigung» für die Besetzung. Hier waren wir legale Zwischennutzer, das drückt sich kulturell anders aus.

Weshalb kam es zu diesen unterschiedlichen Erwartungshaltungen? FUGE beruhte zu stark auf dem Gedanken des Gegenüber: da die Institutionen, dort die Kulturschaffenden. Man hätte eine Plattform organisieren müssen, ein neutrales Forum, wo sich alle Parteien getroffen hätten, wo sich alles durchmischt hätte. Die Künstler haben ganz klar gesagt: Wir machen Kunst. Und die andere Seite hat ganz klar gesagt: Wir lassen uns von den Kulturschaffenden überraschen. Der Staat wollte von uns provokative Kunst – das hat mich überfordert.

Das heisst, das kritische Potenzial der Kunst, ihre Widerstandskraft, wurde durch die Legalisierung quasi aufgehoben. Wie schwierig war es unter diesen Umständen, Widerstand wieder aufzubauen? Genau das war ja das Spannende an diesem Projekt: die Chance zu nutzen, sich von diesem Gegenüber, dieser Polarität zu verabschieden. Vermutlich wäre es ein Projekt des Miteinanders gewesen, verschiedene Berufe, verschiedene Nationalitäten mit ihren Kulturen hätten sich hier vernetzen können. Das Projekt mit dem Namen «Nachbar» hat in diese Richtung gearbeitet. Hier wurden gemeinsame Essen organisiert. Meine Aktion mit dem Namen «Jedem seine Farbe» wollte auf die Vielfalt in diesem Quartier hinweisen.

Siehst du FUGE als eine genutzte oder eine verpasste Chance? Das Projekt war für uns alle eine Premiere, entsprechend war vielen nicht ganz klar, wie man damit umgehen soll. Die Stadt zeigte Mut, und bei genauer Analyse von FUGE kann es durchaus ein FUGE 2 geben.

Treffpunkt Kontrapunkt Oase

Statements der Fuge-Künstlerinnen und -Künstler zum Ort, zum Projekt, zu ihren Begegnungen und Erfahrungen.
Aufgezeichnet von Gabi Mojzes.

«Das Projekt war für alle
Neuland.»
Ruth Greter

«Neben-, unter-, über-
einander sind viele Welten,
Stimmungen entstanden,
und das alles eigentlich auf
kleinstem Raum.»
Barbara Bietenholz

«Für mich ist FUGE
Treffpunkt, Kontrapunkt,
Aussichtspunkt und
vor allem – Oase.»
Lilian Frei

«Bei einem solchen
Vorhaben sind nur grobe
Rahmenbedingungen
sinnvoll. Das Wesentliche
muss sich aus der Eigen-
dynamik heraus entwickeln
können und kann nicht
erzwungen werden.
Aus der Konstellation der
Personen, die an einem
solchen Ort zusammen-
kommen, entsteht etwas
oder nichts.»
Elisabeth Nembrini

«Das Projekt ist eine
Chance und bietet den
dringend benötigten
Freiraum, ohne den es
Kunst und Kultur schwer
haben in dieser Stadt.»
Christoph Zellweger

«Anfangs war es schwierig,
mich jeweils nach Alt-
stetten zu bemühen, mich
zu überwinden, da ich
dem Ort nicht viel Inspira-
tion abgewinnen konnte.»
Mario Bär

«Ich frage mich, weshalb
man ein Projekt so
institutionalisiert realisieren
muss.»
Katrín Oettli

«Die Grüнау war immer
«leer». Man fragte sich:
Wieso mache ich das
überhaupt hier? Für wen?
Die Grüнау war ein
idealer Ort für Künstler-
vereinsamung.»
Joachim Huber

«Positiv waren das Kulti-
vieren und Leben von
Alternativkunst. Negativ
ist die Erkenntnis, dass
Kunst aufdringlich werden
oder wirken kann.»
Hansjörg Köfler

«Wir haben die Siedlung
bis am Ende belebt.
Wir waren eine Bereiche-
rung für die Schule und
das Quartier.»
Margrit Linder-Hintermeister

«Es war ein Pseudo-
freiraum. Der Gedanke
der Instrumentalisierung
der Kulturschaffenden
durch die Stadt war
immer im Hinterkopf.»
Markus Rüegger

«Das Schwierigste war
für mich, dass wir in
der Grüнау gar nicht will-
kommen waren. Die
Absicht, mit diesem Pro-
jekt das Quartier kulturell
– oder wie auch immer –
aufzuwerten, war ein
grosses Missverständnis;
man geht auch nicht
zum Nachbarn und sagt,
he, du brauchst mehr
Kultur!»
Andreas Niederhauser

«Der Kontakt zu den
BewohnerInnen der
Grüнау war für mich
ein wichtiges Erlebnis.»
Judith Schäfer

«Das Aufeinanderprallen
vom Ernstfall-Auszug der
Bewohnerschaft und der
Zwischennutzung durch
die Kulturschaffenden
fand ich sehr schwierig.»
Benjamin Freuler

«Das Weggehen macht
mich sehr traurig. War
ich doch sehr verwurzelt
bei FUGE und schnell
zu Hause in der Grüнау.
Mir werden das Quartier,
die Bäume, vor allem die
Kinder fehlen. Ich weine!»
Lilian Frei

«FUGE hat gezeigt, wie
aus einem Ort wie der
Grüнау ein besonderer
Ort wird, ein Ideenhaufen.
Vielleicht vergleichbar
mit einem Vulkan,
der immer wieder mal
ausbricht.»
Rahel Hegnauer

«Ich finde es immer wieder
sehr spannend, Orte
mit Geschichte, die nicht
schon Ausstellungsräume
sind, für Kunst zu nutzen!
Aber eine blosser Wieder-
holung von FUGE wäre zu
wenig.»
Elisabeth Nembrini

«Positiv zu werten ist,
dass die Stadt den Mut zu
diesem Projekt hatte.
Wenn sie es selbstkritisch
analysiert, dann wird
FUGE nicht ohne Wirkung
bleiben.»
Andreas Niederhauser















Ausbruch aus dem Schulalltag

FUGE hat den Studierenden der HGKZ gut getan, meint Peter Eberhard, Leiter des Departements Lehrberufe für Gestaltung und Kunst. Von Hans-Peter von Däniken.

Vielleicht begann seine Liebe zur Grünau in Schwamendingen. Dort ist Peter Eberhard aufgewachsen. Von dort aus verfolgte er in den Sechzigerjahren die heftigen Debatten über Zürichs Stadtentwicklung: «Die Diskussionen über die Führung der Westtangente und den Bau der Hardbrücke haben mich politisch geprägt. Damals habe ich mich gegen das Y engagiert», erinnert sich der ausgebildete Architekt, der heute Departementsleiter an der Zürcher Hochschule für Gestaltung und Kunst (HGKZ) ist und zukünftige Lehrerinnen und Lehrer für Gestaltung und Kunst ausbildet.

Peter Eberhard lebt nicht mehr in Schwamendingen, aber seine damals geweckte Aufmerksamkeit für urbanistische Prozesse ist so wach wie eh und je. Jedenfalls war er hell begeistert, als sich Hannah Munz, die Leiterin des Gemeinschaftszentrums Grünau, im Jahr 2001 per Mail bei ihm erkundigte, ob die HGKZ an Künstlerateliers in der zum Abbruch bestimmten Siedlung Bernerstrasse interessiert sei. «Das war wie ein gefundenes Fressen», sagt Peter Eberhard. «Ich war mit den Verhältnissen in der Grünau bestens vertraut, weil ich mich intensiv mit der Entwicklung Altstettens beschäftigt hatte, ausserdem ist ein Teil unserer Schule in Altstetten untergebracht.» Peter Eberhard ging auf das Angebot ein und überzeugte auch seine Lehrerkolleginnen und -kollegen vom Projekt FUGE.



Hat sich der enorme Aufwand gelohnt, mit den Studierenden vorübergehend ausserhalb der Schule zu arbeiten? Unbedingt, meint er. «Die Studenten haben ihre Kenntnisse über eine spezifische gesellschaftliche Situation am Rand Zürichs erweitern können und gleichzeitig wesentliche gestalterische und künstlerische Erfahrungen gesammelt.» Der HGKZ boten sich in der Siedlung Bernerstrasse einzigartige Möglichkeiten: «Wo sonst hat man Wohnraum zur Verfügung und darf Wände herausreissen? Wo sonst kann man mit Primarschulklassen Zimmer in Aquarien verwandeln oder Labyrinth bauen, die nur von Kindern benutzt werden können?»

Das Projekt FUGE gestattete es den Dozentinnen und Dozenten, die Begrenzung durch den schulischen Alltag zu durchbrechen. Aus Eberhards Sicht fehlt den angehenden Lehrern vielfach die gesellschaftliche Praxis. «Oft kennen sie neben ihrer eigenen sozialen Herkunft überhaupt keine anderen gesellschaftlichen Felder. Dabei wäre es entscheidend, dass sie überall hineinsehen können.» Und wie reagierten die Studierenden auf die ungewohnte Umgebung? «Zuerst mit Skepsis und Widerstand», sagt er und erklärt die Berühungsängste so: «Der Widerstand rührt sicher daher, dass ich nur vage Zielvorgaben machte, da ich selber gespannt darauf war, was passieren wird. Die Studierenden konnten den Stellenwert der Grünau für die Stadtentwicklung nicht ermessen und sahen auch keinen kulturellen Reiz darin, mit anderen Ethnien in Kontakt zu treten.» Zudem sei die Frage aufgetaucht, ob die Schule in diesem Räumungsprozess nicht missbraucht werde.

Aber plötzlich, so erinnert sich Peter Eberhard, war das Interesse an der Geschichte der Siedlung und des Quartiers da. Plötzlich begannen sich die HGKZ-Studierenden mit grossem Enthusiasmus mit Stadtentwicklung und anstehenden sozialen Problemen zu beschäftigen. Unter anderem mit dem Resultat, dass dank umfassenden Recherchen ein einzigartiges Archiv zur Vergangenheit und Zukunft der Grünau entstanden ist.

Für die HGKZ ein erfolgreiches Unternehmen also, und doch räumt Peter Eberhard ein, dass nicht alles gelungen ist. Insbesondere sei der Kontakt zur Mieterschaft schwierig gewesen: «Viele Bewohnerinnen und Bewohner gaben sich gegenüber den Studierenden eher verschlossen. Wozu sicher die sozialen und kulturellen Differenzen beigetragen haben und ebenso die existenziell belastende Situation des Auszugs.» Auch künstlerisch zeigt sich Peter Eberhard eher enttäuscht: «Zu viel war sehr brav, sehr introvertiert, zum Teil von Angst geprägt. Ich habe mir mehr Sprengkraft vorgestellt.» Selbstkritisch stellt er die Frage, ob nicht die Schule selber vieles verhindert hat, indem sie sich aus Rücksicht auf alle Beteiligten zu eng an die Spielregeln hielt. Er erinnert an eine Aktion einer Studentin, die in einer Wohnung Wäsche heraushängte und damit Reklamationen auslöste. «Man hat danach nicht weiter provoziert. Warum nicht hundertmal mehr Wäsche heraushängen und zuschauen, was die Leute daran stört? Für mich liegt eine der Chancen der Kunst darin, dass sie gesellschaftliche Spielräume auslotet. Aber da ist zu wenig gelaufen.»

Die Projektwoche «Raum besetzen – sich Raum zu Eigen machen»



/01 RAUMBEWEGUNG BÄNDLISTRASSE 42/10
/02 DAS GROSSE KRABELN BÄNDLISTRASSE 44/8

/03/04 DAS GROSSE KRABELN BÄNDLISTRASSE 44/8



01/

HGKZ

02/



Eine Woche lang begleiteten rund 60 Studierende der HGKZ 200 Kinder und 17 Lehrpersonen der Primarschule Grünau. Das Projekt fand im Rahmen der berufspraktischen Ausbildung am Studiengang Lehrberufe für Gestaltung und Kunst statt. Geleitet wurde es von den beiden Dozentinnen Renate Lerch und Verena Widmaier. Austragungsort waren 22 leer stehende Wohnungen in der Siedlung Bernerstrasse. Die eigene Website (www.nanu.ch/copp) vermittelt einen Einblick in die Projektanlage und den Prozess.

03/



04/





01/

/01 REREBUAZ GRÜNAURING 27/6
/02 URWALD GRÜNAURING 15/14
/03 COMICS BÄNDLISTRASSE 30/5/7



02/



03/

HGKZ

04/



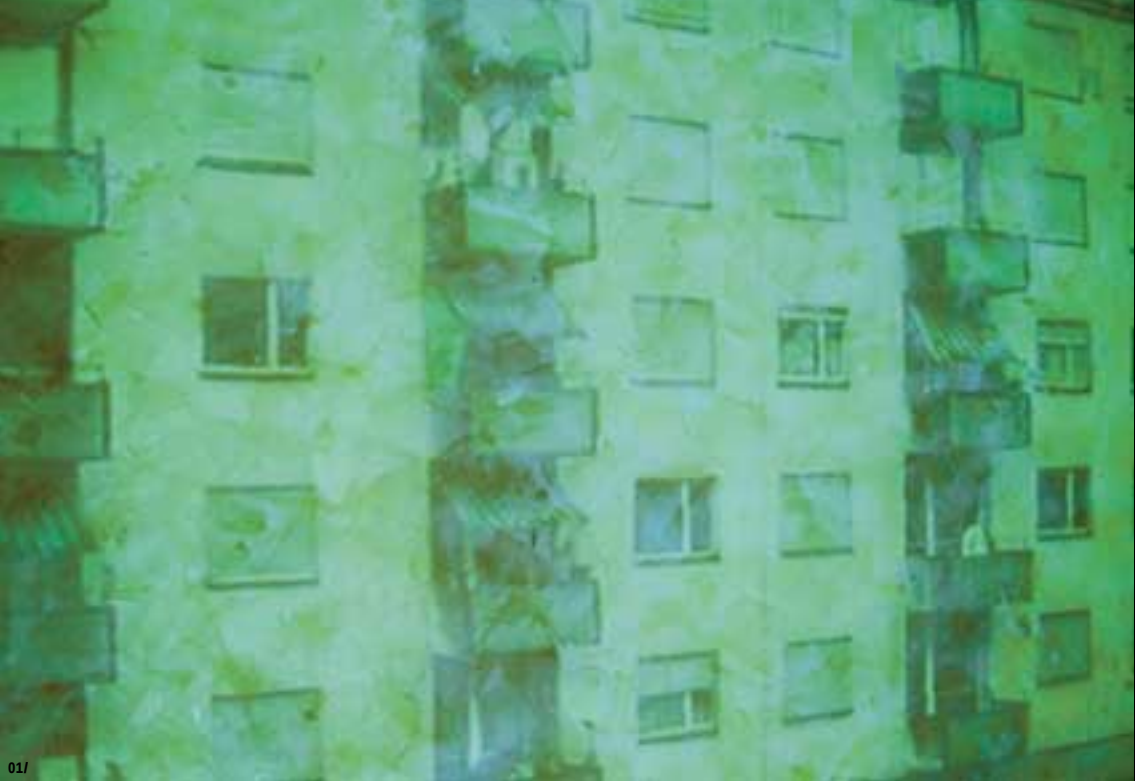
05/

/04 FARBWELTEN GRÜNAURING 15/13
/05 CHIQUITTA BÄNDLISTRASSE 26/12
/06 REREBUAZ GRÜNAURING 27/6 (NÄCHSTE DOPPELSEITE)



Gestalterische Projekte in der Grünau

Departement Lehrberufe für Gestaltung und Kunst



/01 NICOLE SCHWARZ «AUSSICHT EINSICHT DURCHSICHT?» SZENISCHER RAUM UND ZEITFENSTER
/02 FABIENNE MÜLLER «173 ADRESSÄNDERUNGEN» RAUMHÄUTE

HGKZ

Grünaumodule

- Archiv Grünau:
Dozent Hannes Rickli
Okt. 02–Feb. 04
- Ateliergemeinschaft für äussere Angelegenheiten:
Dozent Emilio Paroni
April 03–Juni 03
- At home immobile:
Dozentinnen Ursula Guhl, Marie-Theres Huber
Nov. 03–Feb. 04
- Der umbaute Raum:
Dozentin Ursula Guhl
April 03–Mai 03
- Filterfeld:
Dozentin Marion von Osten
Okt. 03–Nov. 03
- Grünau-Bilder:
Dozentin Eliane Binggeli
April 03–Juni 03
- Pixilation:
Dozenten Karin Gemperle, Stefan Wicki
Nov. 03–Feb. 04
- Pop up:
Dozentin Marion von Osten
April 03–Mai 03

- Raum besetzen:
Dozenten Renate Lerch, Verena Widmaier, Kurt Furrer
Sept. 03
- Raumhüte:
Dozentinnen Ursula Guhl, Marie-Theres Huber
Nov. 02–Feb. 03
- Raum Installation – Raum Animation 1:
Dozenten Emilio Paroni, Andreas Hofer
Nov. 02–Feb. 03
- Raum Installation – Raum Animation 2:
Dozenten Emilio Paroni, Andreas Hofer
Nov. 03–Feb. 04
- Szenischer Raum und Zeitfenster:
Dozentin Ursula Guhl
Nov. 02–Feb. 03
- Szenisches Gestalten in der Grünau:
Dozenten Dodo Deér, Ruedi Fluri
Nov. 02–Feb. 03
- Vom schweigenden Schauen:
Dozentin Eliane Binggeli
Okt. 03–Nov. 03





01/

/01 KATRIN HUNZIKER «ERINNERUNGEN» SZENISCHER RAUM UND ZEITFENSTER

/02 PETRA HUTTER, FRANZISKA CAMENZIND, MIKE IMHOF, CECILE STÖSSEL «SCHAUPLATZ FASSADE» AT HOME IMMOBILE



03/

/03/04/05 EVA TUT, MIAS WICK «LICHTGESCHENKE» SZENISCHER RAUM UND ZEITFENSTER

HGKZ



02/



04/



05/



01/



01/

«sollte man viel zu pflanzen haben, so wird man mit der arbeit weit besser fortrücken, und ordentlicher ausführen, wenn drey personen dazu gebraucht werden: die erste und stärkste machet den graben und veranstaltet alles; die zweyte, auch ein kind, wirft in der ihm angezeigten entfernung ein stük erdäpfel an den bezeichneten ort; die dritte, eine weibsperson, so hiezu schon tüchtig, bedekt sie mit drey, oder auch mit zwey finger hoch mist, und diesen mit der ausgegrabenen erde, so dass diese drey, oder auch nur zwey personen, wenn diese letztere auch beide letzteren arbeiten verrichtet, innert drey tagen eine juchart bepflanzen können.» samuel engel, anweisung und nachricht über den erdapfelbau, zürich 1773.

aus den recherchen zum projekt «kartoffelacker»

/01 KARIN FURRER, CHRISTIAN FISCHER, VIOLANTA SPESCHA, ANDREA BLUNSCHI «KARTOFFELACKER» ATELIERGEMEINSCHAFT FÜR ÄUSSERE ANGELEGENHEITEN
/02 LILIAN CAPREZ «WÄSCHE» ATELIERGEMEINSCHAFT FÜR ÄUSSERE ANGELEGENHEITEN
/03 MARTINA LANG «RÜCKERBERUNG» ATELIERGEMEINSCHAFT FÜR ÄUSSERE ANGELEGENHEITEN

HGKZ

02/



Lilian Caprez hat über mehrere Balkone hinweg Wäscheleinen gespannt und vier Babystrampelhosen und ein rotes Kleid aufgehängt. Beim Fotografieren wird sie auf der Strasse von erregten Nachbarn angesprochen. «Das isch doch ä Sauerei. Das isch verbote!»

Ich beschliesse mit Lilian, die Wäsche hängen zu lassen, abzuwarten.

Am Abend, die Stimme des Verwalters auf dem Telefonbeantworter. Der Tonfall verheisst nichts Gutes. Am nächsten Tag am Telefon: «Das gaat doch nöd. Das staat ja au i de Huusornig. Mir wänd da kei italiänischi Zueständ.» Nach einigem Hin und Her können wir uns darauf einigen, dass ich ihm ein schriftliches Gesuch für das Wäschehängen mit Konzept der Studierenden schicke. Der Fax, den ich ihm am nächsten Tag schicke, kommt postwendend zurück. «Abgelehnt!» steht in energischem Schriftzug unter dem Gesuch. Jetzt gibts rote Köpfe. Ist die Hausordnung das Mass für künstlerische Freiheit?

Das FUGE-Büro redet mit der Fachstelle für Stadtentwicklung. Die Fachstelle verhandelt mit der Liegenschaftenverwaltung. Fazit: Zukünftig kann die kuratorische Leitung des FUGE-Büros über die Zulässigkeit von Projekten im Aussenraum entscheiden.

Inzwischen fürchtet Mieter A, ein Ausländer, an dessen Balkon die Wäschescnurn angemacht werden durfte, wegen der Wäsche seinem guten Ruf zu schaden. Er schickt seine scheue Tochter vor, sie bittet darum, das Seil zu entfernen.

In der WOZ erscheinen zwei kritische Artikel über die städtebauliche Entwicklung in der Grünau und das Projekt FUGE. Ein Bild von Lilians Wäsche-Aktion illustriert die soziale Situation.

Tobi Hobi, Projektleitung HGKZ

03/





01/



01/

/01 FRANZISKA CAMENZIND, REGINA WEBER «BAD GRÜNAU» DER UMBaute RAUM
/02 KATJA NIEDERHÄUSERN «RAUMREISE» DER UMBaute RAUM
/03 ANNINA ZAUGG «UNTITLED» GRÜNAU-BILDER

HGKZ



02/



03/



01/

/01 CATHERINE LÖPFE, RAHEL SCHNEIDER «GRÜNAU VERSCHWINDEN» RAUM INSTALLATION – RAUM ANIMATION
/02 ANGELA SCHUPPISSER «LEB ZIMMER!» RAUM INSTALLATION – RAUM ANIMATION

02/



03/

/03 RODOLFO SINOPOLI «IN-FLUEN-ZA» AT HOME IMMOBILE
/04 FRANÇOIS BLATTER, ISABELLE ELLENBERGER, YVONNE IRNIGER, DANIEL JÄGGLI, THERES LIECHTI, BETTINA STRAUSS
«TREPPENHAUS» (VIDEOSTILLS) PIXILATION

HGKZ

04/





01/

/01 SUSANNE WOLFER, ANNINA ZAUGG, ARIANE MÜLLHAUPT «IM LEEREN RAUM» SZENISCHES GESTALTEN
/02 BARBARA RAHMER «SPIEGEL» AT HOME IMMOBILE
/03 SABINE SCHNEIDER, PHILIPP SZALATNAY «KONSEQUENZEN» (VIDEOSTILLS) AT HOME IMMOBILE

03/



02/



04/



/04 CHRISTINA HIEBER «DAS KINDERZIMMER NACH MINIMALMASSEN» AT HOME IMMOBILE

HGKZ



03/



01/

/01 ANNINA ROHRER «UNTITLED» GRÜNAU-BILDER
/02 KARIN FURRER «GRÜNAUSPIELPLÄTZE» GRÜNAU-BILDER



03/

/03 ORO JÄGER «UNTITLED» GRÜNAU-BILDER
/04 SIMON HAAS «UNTITLED» VOM SCHWEIGENDEN SCHAUEN

HGKZ

02/



04/



Die Reibung am Sicht- und Wahrnehmbaren, das Aufeinandertreffen der Aussenwelt der Siedlung und der Innenwelt, die diese Sicht verarbeitet, erzeugt meine bildnerischen Möglichkeiten. Die Motive der Grünau müssen so lange erhalten, bis ich ihnen ein Bild abgerungen habe. Dabei zeichnen sich Formen und Farben ab, doch gleichzeitig verschwindet etwas hinter dem Erkenntlichen und Sichtbaren, verweist auf anderes, das bildnerisch mitschwingt. Bei der vertieften Betrachtung geht es nicht um eine Fixierung naturalistischer Fakten, sondern um das Empfinden wirksamer Vorgänge und Kräfte im Schauen. Dieses ist fasziniert von einem Aspekt im Aussenweltbezug, fokussiert sich auf etwas, verdichtet es bildnerisch und lässt dabei anderes verschwinden.

Atmosphären- forschung



Mit Kameras, Tonaufzeichnungsgeräten und Skizzenblöcken haben Studierende der HGKZ Grünaer Atmosphären registriert und im «Digitalen Archiv Grünau» festgehalten. Von Hannes Rickli.

Nicht nur im physischen Durchgang durch die Peripherie erleben wir fortlaufend neue Bilder und Wahrnehmungen, welche in ihrer Unterschiedlichkeit und Formlosigkeit wie Tintenflecke eines Rorschachtests erscheinen, die wir assoziativ zu deuten haben. Auch die Stadtlandschaften selbst verändern sich permanent, so dass sie, wie der Architekt und Stadtforscher Rem Koolhaas ausführt, «jeden Montagmorgen eine neue Identität produzieren, wie ein Filmstudio». Das Grünau-Quartier steht beispielhaft für einen Stadtentwicklungsprozess, wie er überall in den zusammenwachsenden Randzonen der Städte der westlichen Welt stattfindet.

Die Studierenden der HGKZ haben während mehrerer Projekte die Quartieratmosphären mit Foto- und Videokameras, Tonaufzeichnungsgeräten und Skizzenblöcken registriert. Die Recherchen haben sie in einem digitalen Archiv abgelegt und verschlagwortet. Sie befragten Bewohnerinnen und Nachbarn der vor dem Abbruch stehenden Siedlung nach ihren eigenen Bildern, Erinnerungen, Gefühlen, Bedürfnissen und Hoffnungen für die Zukunft des Quartiers. Das «Digitale Archiv Grünau» nimmt einen momentanen Zeitschnitt subjektiv erforschter Phänomene vor und vernetzt sie mit Dokumenten aus anderen Archiven sowie mit den offiziellen Diskursen von Behörden, Planung, Politik und Presse rund um die «Aufwertung» der Grünau.

Es entsteht ein Steinbruch loser Informationspartikel, die der Benutzer der Datenbank entlang seiner individuellen Navigationen zu eigenen Passagen montiert. Daraus ergibt sich eine mehrperspektivische, dezentrale Geschichtsschreibung eines Stadtraums, der selber in zusammenhangslose Partikel zerfällt und scheinbar aus lauter Nicht-Orten besteht. Die digitale Technik ermöglicht unvorhergesehene Kombinationen von Informationen, die umso differenzierter und überraschender ausfallen, je weiter der Archivprozess fortschreitet. Wie jedes Archiv ist auch dieses Archiv unabgeschlossen. Es möchte künftige Benutzerinnen und Benutzer auf virtuelle Passagen, etwa in das Gebiet des geplanten «Stadion Zürich», in die Plattensiedlung «Grünau-Leipzig» oder in unplanbare Entwicklungen im Erlebnisraum Grünau entführen. Weitere Informationen zum aktuellen Stand des Archives sind abrufbar auf: <http://lgk.hgkz.ch/dag>

- /01 D.A.G. DIGITALES ARCHIV GRÜNAU
- /02 FILTERFELD PROJEKT FÜR EINE QUARTIERSZEITUNG
- /03 KATJA NIGSCH «FLÄCHE» DER UMBAUTE RAUM

HGKZ



/03

«Cool, so eine Vernissage»

Die Leiterin des Gemeinschaftszentrums Grünau erinnert sich an die gemeinsamen Projekte der Kunstschaffenden mit den Kindern. Von Hannah Munz.

He, was mached die? Was, das isch Kunscht? Das chan ich au! Voll krass, was die mached!

Neugierig stehen ganze Gruppen von Grünauerkids im ersten offenen FUGE-Atelier. Staunend geben sie ihre Kommentare ab. «Cool, so eine Vernissage», sagt ein Knirps und steckt sich eine Hand voll Chips in den Mund. Johan und Rolf freuen sich an den interessierten Kindern.

Kinder sind neugierig. Kinder haben keine Berührungsängste. Kinder sind kreativ. Kinder sind Künstler. Welch ein Potenzial für einen spannenden Freizeit- und Schulbetrieb innerhalb des FUGE-Projektes. Habt ihr Lust, mit Kindern zu arbeiten, fragten wir die KünstlerInnen. Habt ihr Lust, fragten wir auch die LehrerInnen, mit euren Klassen in FUGE mitzuwirken? Ja, die Lust war da.

Im ersten Projekt entstanden lustige Videoclips. Grünau-Geister trieben ihren Unfug in den Kellern der Siedlung und unter den Augen des kunstinteressierten Publikums. Im Projekt «Golf für Minis» bauten 13 Kinder in den Herbstferien eine Golfanlage. Der 8-jährige Dario baute sein Traumhaus und schrieb in der Schule: «Am Anfang dachte ich ein grosses Haus zu machen. Aber dann dachte ich ein kleines Haus zu machen. Es war sehr laut in der Wohnung, weil wir laut hämmern mussten. Birgit vom GZ hat das Holz gesägt. Die schönsten Häuser kommen ins Kunstmuseum. Es hat mir gefallen beim Hämmern.» Die kleine Lara schreibt: «Ich wünsche wieder Kunst zu machen.» Und das wünschen wir uns alle. Die Kinder, die KünstlerInnen, die GZ-MitarbeiterInnen.



Zürich beginnt in der Grünau, Stadtentwicklung auch!

Für die Zürcher Fachstelle für Stadtentwicklung ist FUGE ein voller Erfolg gewesen. Von Michael Emmenegger.

Im Frühjahr 2004 ist die städtische Siedlung Bernerstrasse abgebrochen worden. Der Neubau Werdwies ersetzt sie bis 2006. Der Entscheid zum Abbruch und damit zum Auszug von 650 Personen fiel 1998. Stadt und Quartierinstitutionen setzten sich damals zum Ziel, das Spannungsfeld Siedlungsabbruch und Auszug sorgfältig, sozial- und quatierveträglich zu gestalten. Die Fachstelle für Stadtentwicklung hat alle Massnahmen im Zusammenhang mit dem Ersatzneubau koordiniert.

Im räumlich isolierten, vom Autobahnlärm geplagten Quartier Grünau leben 3800 und arbeiten 1500 Menschen. Von aussen mit einem schlechten Ruf bedacht, findet man im Innern das, was Zürich ausmacht: alle Nationen und Sprachen, viel Grün, gute Schulen und Hilfsbereitschaft; aber auch, was es heisst, am Rand, in Armut, mit Verzweiflung und Missgunst zu leben. Die Positionen sind bezogen. Hier die, die nichts hergeben wollen, dort jene, die nicht wirklich viel zu verlieren haben. Dazwischen einige, die dies richten wollen, und daneben die vielen, die es nicht interessiert.

Stadtentwicklung arbeitet mit diesem Kontext. Die Diskussion um die Zukunft der städtischen Siedlung Bernerstrasse eröffnete hier Möglichkeiten. Da eine Sanierung aus baulichen und finanziellen Gründen nicht in Frage kam, musste neu gebaut werden; eine schöne Siedlung, mit preiswerten, grosszügigen Wohnungen, attraktiv für Zuziehende und Grünauer. Der Entscheid enthielt jedoch viele Risiken. Abbruch bedeutete Auszug. Eine enorme Veränderung nicht nur für die Mieterschaft, sondern für das ganze Quartier stand bevor. Ende September 2003 hatten alle ehemaligen MieterInnen eine neue Wohnung gefunden. Das erste Ziel war erreicht.

1998 stellte sich noch eine weitere Frage: Wie behält man eine Siedlung, aus der die Leute nach und nach ausziehen, gut im Schuss und vor allem belebt? Für ein gutes Wohngefühl und zur Verhinderung einer negativen Wahrnehmung der Siedlung im Quartier sollte bis zum Abbruch möglichst keine Wohnung leer stehen. Deshalb musste die Siedlung Bernerstrasse ganz gezielt mit Aktionen gestärkt werden. Man wollte verhindern, dass Abriss und Neubau zu einer sozialen und emotionalen Schwächung im Quartier führten.

Um bei Beginn des Abrisses gleichzeitig alle Wohnungen leer zu haben, brauchte es eine geplante Ausserbetriebsetzung der gesamten Anlage, zum Beispiel durch Zwischennutzungen.

Vor diesem Hintergrund erwies sich FUGE als sehr erfolgreich. Dank FUGE kamen neue Energien in die Grünau. Das Interesse der Kunstschaffenden an den Ateliers und am Umgang mit dem spannenden und schwierigen Setting war enorm. Die Beteiligten arbeiteten sehr sorgfältig zusammen. Kunst- und Wohnbetrieb funktionierten ohne grosse Konflikte nebeneinander. Und der Zürcher Stadtrat – der von der künstlerischen Nutzung übrigens begeistert war – finanzierte das Projekt.

Aus Sicht der Fachstelle für Stadtentwicklung war FUGE deshalb ein Erfolg, weil sich KünstlerInnen und BesucherInnen mit Kunst im Spannungsfeld von Siedlungserneuerung, erzwungenem Auszug und Quartierimage auseinander setzten. Dabei wurden immer wieder kontroverse Positionen diskutiert, zum Beispiel bei der Frage nach der Instrumentalisierung von Kunst. Solche Debatten boten die Möglichkeit, die eigenen Positionen kritisch zu reflektieren. Die Funktion von Kunst in der Stadtentwicklung wurde daneben erstaunlich pragmatisch abgehandelt: Kunst schafft neue Zugänge zu sozialen, planerischen und baulichen Themenstellungen im Alltag und übernimmt damit gleichzeitig Verantwortung in Fragen der Stadt- und Quartierentwicklung.

FUGE wurde in der Grünau aus einer dringenden Notwendigkeit heraus entwickelt, und nicht, um ein neues Instrument im Umgang mit Siedlungsabbrüchen zu erhalten. Sollten in Zukunft jedoch weitere solche Projekte anstehen, so sind dank FUGE Formen kultureller Zwischennutzung eher denkbar. Wie weit FUGE das Interesse für Kunst und Kultur im Quartier fördern konnte, bleibt zu erfragen. Sicher ist: FUGE hat einen wichtigen Beitrag zur Reflexion über die Stadtentwicklung Zürichs geleistet.

Zu hohe Erwartungen an die Kunst?

Ursula Rütimann und Klaus Güntensperger vermittelten im MieterInnenbüro zwischen der Mieterschaft und den Kunschtchaffenden. Die Fragen stellte Hans-Peter von Däniken.

Als Sie am 1. Juli 2001 das MieterInnen-Büro eröffneten, litt die Siedlung an der Bernerstrasse unter einem denkbar schlechten Ruf. Weshalb?

Klaus Güntensperger (KG): Die ganze Grünaue hatte gesamtstädtisch ein schlechtes Image. Die soziale Stigmatisierung war extrem. Aber innerhalb der Grünaue sah man die Ursache all dessen, was irgendwie schief lief, in der Siedlung Bernerstrasse.

Ursula Rütimann (UR): Wenn etwas passierte, waren es angeblich immer die Leute von der Bernerstrasse. Das führte zu einer Abwärtsspirale und war mit ein Grund für den Totalabbruch. Eine Renovation hätte den erwünschten sozialen Wandel kaum ermöglicht.

Hatte die Stigmatisierung auch faktische Gründe?

UR: Selbstverständlich gab es Probleme: Drogen, Kriminalität, Arbeitslosigkeit, Gewalt in der Familie, Invalidität. Auch war der Anteil der Sozialhilfeempfänger recht hoch.

KG: Trotzdem, wir hatten eine Massierung der Probleme erwartet, wurden aber darin nicht bestätigt. Zum Beispiel nahm man an, dass die meisten Leute am Rande des Existenzminimums stünden. Doch das traf nicht zu.

Wie standen Sie am Anfang dem Projekt FUGE gegenüber?

UR: Wir haben uns stark für die Realisierung eingesetzt. Und zwar aus zwei Gründen: Erstens bewarben sich für die bereits frei gewordenen Wohnungen sehr viele neue Leute. So wurden im Zeitraum von 2001 und September 2003 rund 100 Wohnungen wieder vermietet. Aber wir erkannten, dass diese Entwicklung problematisch war, weil wir nicht auch noch eine Lösung für diese Zwischenmieter suchen konnten. Zweitens und ebenso wichtig war diese ausserordentliche Möglichkeit, frei gewordenen privaten Wohnraum für Kunst zur Verfügung zu stellen.

KG: Ganz zu Beginn hatte das FUGE-Projekt einen utopischen Charakter. Man wusste nicht, ob die Liegenschaftsverwaltung und die Fachstelle für Stadtentwicklung dafür gewonnen werden konnten, schliesslich bedeutete es finanziell eine zusätzliche Belastung. Wäre alles leer geblieben,

hätten die verbliebenen BewohnerInnen in einer Geistersiedlung leben müssen und das Risiko des Vandalismus hätte zugenommen.

Haben Sie Vermittlungsarbeit geleistet?

UR: Ja, wir informierten über FUGE in Einzelgesprächen und organisierten auch Informationsveranstaltungen. Selbst eine kleine Performance fand statt, allerdings ohne grosse Resonanz. Wir ermutigten die MieterInnen, die Ateliers zu besuchen und mit den Künstlerinnen und Künstlern zu sprechen. Trotzdem: Der Austausch beschränkte sich auf einzelne Personen. Die Mieterschaft war vor allem mit der Wohnungssuche beschäftigt. Ausserdem fanden die meisten keinen Zugang zu dieser Kunst.

Betrachten Sie abschliessend das Projekt FUGE als Misserfolg?

KG: Nein, überhaupt nicht. FUGE brachte Farbe ins Quartier, wenn nicht äusserlich, so doch im übertragenen Sinn. Nachdem das Quartier die letzten zwanzig Jahre zum Getto abgestempelt worden war, berichteten erstmals viele Zeitungen positiv darüber. Dank FUGE kamen sehr viele Leute auf Besuch und wollten sehen, was hier an Kunst entstand. Positiv sehe ich zudem die Projekte mit den Kindern des Schulhauses Grünaue. Sie konnten hier spielerisch Kunst wahrnehmen, eine Chance, die sie kaum mehr haben werden.

UR: Ich sehe es nicht nur so positiv. Unsere Erwartungen waren hoch. Wir hatten gehofft, FUGE hätte eine positive Auswirkung auf die Mieterschaft und auf die Menschen hier im Quartier. Diese Ausstrahlung gab es nicht. Schön wäre es gewesen, Neugier zu wecken. Einen Impuls, eine selbstbewusste Einschätzung der Quartierbevölkerung im Sinne: Schaut mal alle her, was hier bei uns in der Grünaue läuft!

Wie erklären Sie sich die ausgebliebene Wirkung?

UR: Vielleicht war die Zeit zu kurz dafür, einen Prozess in Bewegung zu setzen, nachdem Vorurteile über Jahre hinweg zementiert worden waren.

Erinnerungen an Begegnungen im Arbeitsalltag des MieterInnenbüros. Aufgezeichnet von Ursula Rütimann.

AA

Ich treffe Herrn AA in der Siedlung an. Er zieht eine Karre, ist mitten im Umzug.

Ich erkundige mich nach seiner Frau. Sie haben meine Frau beleidigt, sagt er.

Ich? Was habe ich gemacht oder gesagt?

Sie haben gesagt, mit 5500 Franken können wir uns eine Miete von 1200 Franken leisten.

Ja, das habe ich gesagt. Das ist eine rechnerische Angelegenheit. Eine 3-Zimmer-Wohnung mit dieser Ausstattung an dieser Lage kostet realistischweise diesen Mietzins. Ein Teil Ihrer Ausgaben geht ins ehemalige Kriegsgebiet auf dem Balkan. Sie unterstützen Ihre Familie dort. Entschuldigen Sie mich bei Ihrer Frau.

BB

BB ist wütend. BB kommt aus Bosnien. Mit der Faust schlägt er an die Wand. Die Uhr löst sich vom Handgelenk und fliegt durchs Büro. Er schlägt den Kopf an die Wand. Ich habe Angst, dass er sich verletzt, und auch Angst, dass er mich schlägt. Er ist stark.

Er hat die Wohnung nicht erhalten, ein anderer hat sie bekommen. Ungerecht, jawohl, ungerecht, der andere hat kein gutes Leben gelebt bis jetzt, hat mit der Polizei zu tun gehabt. Aber BB ist arbeitslos geworden, und seine Frau ist hochschwanger. Nie hat er mit dem Gesetz Konflikte gehabt.

Es tut mir Leid, ja, es tut mir sehr Leid. Ich kaufe einen Pfefferspray.

Ein Jahr nach diesem Vorfall ist BB in eine 3-Zimmer-Wohnung hier in der Nähe gezogen. Die kleine Familie ist überglücklich.

CC

CC ist hier. Er hat kleine, feine Hände. Er ist aus Spanien und hat wache Augen. Als Analphabet ist er vor 25 Jahren in die Schweiz eingereist. Lebenspraktische Fertigkeiten lernte er durch Beobachten, durch Schauen, wie es die anderen machen. In seinem Beruf als Hutmacher dienten ihm seine feinen Hände als optimale Werkzeuge. In Spanien hat er Ziegen gehütet. Nein, nichts verdient damit, aber er hat das Essen erhalten und die Familie nicht belastet. Der Vater war als Regimekritiker im Gefängnis, die Mutter auf dem Lande mit den Kindern sich selbst überlassen.

Soziale Arbeit in der Grünaue

CC weint im Tram 4 vom Limmatplatz bis in die Grünaue. Es ist bereits die dritte Wohnung, die wir besichtigen, er kann sich nicht entscheiden. Zurück nach Spanien oder hier bleiben? Eine schwierige Entscheidung, die schon seit seiner Pensionierung vor zwei Jahren ansteht und jetzt mit der Kündigung endgültig getroffen werden muss. CC, es geht nicht, dass du immer wieder Wohnungen ablehnst, die ungelöste Frage braucht eine Antwort. Nach eineinhalb Jahren Entscheidungsfindung ist die Antwort da. CC reist Ende September 03 zurück nach Spanien. Er schenkt mir Rosen.

DD

DD kommt aus der Türkei. Sie ist Mutter von vier Kindern. Ihr Mann ist krank und nicht mehr arbeitsfähig. Er ist oft in der Türkei. Wenn er hier ist, gibt es viel unschönen Streit. Er ist vielfach nervös, fühlt sich als Mann entwertet. Ihr jüngster Sohn ist leicht behindert und bereitet ihr Sorgen.

Sie erwartet als Angebot von der Liegenschaftsverwaltung eine 4½-Zimmer-Wohnung mit einer neuen Küche im Kreis 9. In ihrer Kultur sind die Frauen viel in der Küche, sagt sie. Sie ist eine starke und intelligente Frau und will das Beste für ihre Familie fordern. Ihre Ansprüche sind enorm. Mit einer Übersetzerin lässt sich die Realität näher bringen. Die Familie wird finanziell von der Fürsorge unterstützt.

Wir haben für die Familie eine ruhige, schöne 4-Zimmer-Wohnung am Stadtrand von Zürich gefunden in der Nähe der Behindertenschule.

EE

Jedesmal, wenn Frau EE kommt, weint sie. Sie ist Bündnerin und spricht italienisch. Zusammen mit ihrem Mann wohnt sie seit über 40 Jahren in der Siedlung, der Wegzug ist emotional sehr schwierig. Auch Herr EE weint und fühlt sich abgeschoben. Beide sind Rentner. Er will hier nicht weg, und sie will auch nicht. Sie sieht jedoch, dass es keine Möglichkeit gibt, zu bleiben. Die empfohlenen Wohnungen passen ihnen nicht: zu gross, zu weit weg, Waschküche zu schmutzig etc. Endlich und mit Hilfe der Tochter können sie sich für eine Wohnung entscheiden. Die Aussicht vom 12. Stock aus über Zürich freut sie besonders.

Die Idee eines Gesamtkunstwerks blieb ein Traum. Trotzdem ist das Projekt FUGE aus Sicht der Pro Helvetia richtungsweisend. Von Reto Staeheli.

Kulturmobil der Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia wurde im Jahre 2001 von der Leiterin des Gemeinschaftszentrums Grünaufengefragt, bei der Konzeptentwicklung des späteren FUGE-Projekts mitzuwirken. Kulturmobil bietet professionelle Unterstützung in der Definition, Konzeption, Organisation und Umsetzung von kulturellen Projekten, unter besonderer Beachtung von Randgebieten. Die Ausgangslage im Quartier Grünauf, insbesondere der bevorstehende Abbruch der Siedlung Bernerstrasse und die innovative Idee der Zwischennutzung der Wohnungen als Ateliers für KünstlerInnen, stellte eine grosse Herausforderung für die Bewohnerschaft und die Quartierinstitutionen dar. Es drohten schwierige soziale Prozesse. Als Kulturmobil-Mitarbeiter engagierte ich mich in der Aufbauphase des Projektes in der Rolle eines Koordinators und später eines Projektbegleiters.

Meine Erwartungen in das Experiment FUGE waren anfänglich hoch und führten in vier Richtungen. Erstens hatte ich die Vision, dass diese Zwischennutzung spannende Begegnungen zwischen den KünstlerInnen und der Quartierbevölkerung hervorbringen könnte, zumal die Initiative für das Projekt vom Quartier selbst ausging. Nach einer Begegnung mit dem Künstler San Keller träumte ich zweitens von einem leeren Raum, der nach und nach durch eine Art «Gesamtkunstwerk» erschlossen würde. Drittens sollte für KünstlerInnen eine anregende, temporäre Plattform für die Vernetzung und den Austausch mit andern KollegInnen und mit den QuartierbewohnerInnen entstehen. Viertens hoffte ich, dass die Leute aus dem Quartier die Ateliers benutzten, um durch die Kunst etwa zu Fragen der Quartierentwicklung angeregt zu werden.

Für mich eher überraschend tauchte im Frühling 2003 die Einordnung des Projekts FUGE als «institutionelle» Zwischennutzung einer Wohnsiedlung auf. Dieser Begriff der «Institution» wies auf die regulierenden Kräfte der tragenden Institutionen im Projekt hin, die sich zusammen mit Einzelpersonen zu einem Verein zusammengeschlossen hatten. Das bunte Puzzlespiel der Interaktionen, beispielsweise zwischen der Liegenschaftsverwaltung und den KünstlerInnen, zwischen dem MieterInnenbüro und dem Gemeinschaftszentrum oder zwischen der Mieterschaft und dem Verein Pro FUGE, hatte sich insgesamt bemerkenswert gut entwickelt. Kaum jemand erinnert sich heute an die anfänglichen Ängste und Vorbehalte gegenüber der «experimentellen» Projektidee. Dieser lange, im Ganzen erfolgreiche Aushandlungsprozess und die schwierige Lage der ausziehenden BewohnerInnen absorbierten jedoch viele Energien der Vereinsmitglieder.

Ein bunt Puzzlespiel

Um alle anfänglich gesteckten Erwartungen und Ziele in einem (noch) höheren Grad zu erfüllen, hätten die personellen und finanziellen Mittel des Vereins weiter ausgebaut werden müssen, wie dies im ursprünglichen Konzept auch vorgesehen war. So blieb ein eigentliches «Gesamtkunstwerk» ein Traum. Der Einbezug der Quartierbevölkerung in das FUGE-Projekt wurde vor allem im Rahmen der jährlichen Grünaufeste 02/03 umgesetzt. Daneben fanden in Zusammenarbeit mit den Kulturschaffenden einige sehr erfolgreiche Schul- und Kinderaktionen in den Ateliers statt.

Insgesamt ist das Projekt FUGE aus meiner Sicht richtungsweisend. Die Aktionen rund um die Tage der offenen Ateliers verliefen spannend. In den Veranstaltungen von FUGE erörterte man unter anderem den Wertewandel in der Gesellschaft, die Bedeutung kultureller Mittel für die Stadt- und Quartierentwicklung sowie Bedenken wegen der «Instrumentalisierung» von Kultur und Kunst. Das hybride Gemisch von kommerzieller Kultur, alternativer Kultur, hoher Kultur und gemeinschaftlicher Soziokultur wird einerseits immer unübersichtlicher, andererseits kann diese Vielschichtigkeit dazu führen, dass Kunstschaftende in andern Kontexten wieder neu entdeckt werden. Diese Debatten rund um FUGE sind für Pro Helvetia und insbesondere für Kulturmobil wichtig, um in ähnlichen Projekten beratend und begleitend tätig zu sein und Impulse in der Kulturpolitik zu setzen.

Eine Win-win-Situation für alle Seiten

Für die Liegenschaftsverwaltung der Stadt Zürich könnte FUGE in anderen Abbruch- oder Renovationsprojekten in allenfalls veränderter Form als Modell dienen. Mit Hans Graf sprach Hans-Peter von Däniken.

Herr Graf, würden Sie aus der Sicht der Liegenschaftsverwaltung heute das Projekt FUGE wieder unterstützen?

Ja, eindeutig! Als der Abbruch der Siedlung Bernerstrasse und die Vorgehensweise feststand, mussten wir uns überlegen, wie wir die Frist bewältigen zwischen dem Auszug der bisherigen Bewohner und dem Abriss. Insbesondere wollten wir eine illegale Besetzung der während einer gewissen Zeit möglicherweise leer stehenden Häuser vermeiden. Eine Zwischennutzung durch andere Institutionen schien uns daher sinnvoll. Frau Hannah Munz vom GZ Grünauf schlug dann die Schaffung eines grossen Künstlerateliers vor. Nach anfänglicher Skepsis entwickelten wir zusammen mit den Vertretern anderer Institutionen eine Organisationsform, die zur Gründung des Vereins FUGE führte. Im Vorstand dieses Vereins waren neben der Initiantin und weiteren Personen auch Pro Helvetia und die Hochschule für Gestaltung und Kunst dabei, so dass für uns Gewähr bestand, dass das Kunstprojekt in einigermaßen geordneten Bahnen ablaufen würde.

Sie setzten sich tatkräftig für FUGE ein. Haben Sie persönlich ein besonderes Verhältnis zur Kunst?

Ich habe keine besonders ausgeprägte Affinität zur experimentellen Kunst. Aber ich fand die Idee bestechend, in der Grünauf ein Experiment durchzuführen, dessen Risiko mehr oder weniger abschätzbar war.

Gab es denn innerhalb der Verwaltung starken Widerstand?

Eigentlich nicht. Eher skeptisches Zuschauen. Der Anfang erwies sich als schwierig, und phasenweise sah es so aus, als ob das Ganze nicht zustande kommen könnte. Organisatorische und finanzielle Fragen mussten gelöst werden. Schliesslich mussten wir als Liegenschaftsverwaltung die Wohnungen als Ateliers zur Verfügung stellen, ohne dafür Miete verlangen zu können, jedoch gegen Entgelt der Nebenkosten.

War es psychologisch eine heikle Situation, als bisherige Mieterinnen und Mieter mit ansehen mussten, wie Kunstschaftende ihre Wohnungen «besetzten» und dort machen durften, was ihnen beliebte?

Ich glaube das nicht, weil wir seit 1999 die Mieterschaft offen über unsere Pläne bezüglich des bevorstehenden Abbruchs informiert hatten. Selbstverständlich ist es immer schwierig, wenn der tatsächliche Zeitpunkt des Auszugs gekommen ist. Aber wir versuchten, den Sorgen und Ängsten der Leute Rechnung zu tragen, indem wir das MieterInnen-Büro vor Ort installierten. Wichtig war diese Institution nicht in erster Linie wegen der Wohnungsvermittlung, sondern weil man auf die Leute zugeht, ihnen zuhört und sie psychologisch betreut.

Wird das Projekt FUGE für Sie als Modell in ähnlichen Situationen dienen?

In nächster Zeit stehen keine Renovationen in diesem Ausmass an. Hätten wir aber vergleichbare Bauprojekte durchzuführen, könnte ich mir ein ähnliches Projekt wieder vorstellen. In der Grünauf ging ein solches Projekt deswegen besonders gut, weil man eine ganze Siedlung aufs Mal räumen musste und so viele Räume rasch für zahlreiche Kunstschaftende zur Verfügung standen. Sonst ist es jedoch oft so, dass die ehemaligen Mieter nach einer Renovation wieder zurückkommen oder dass ein Teil der Mieterschaft während des Umbaus zu Hause bleiben kann. In solchen Fällen wäre das Konfliktpotenzial zwischen Bewohnern und Kunstschaftenden wahrscheinlich grösser.

Man könnte Ihnen den Vorwurf machen, dass Sie die Kunst missbraucht haben, indem sie mit Hilfe von FUGE beispielsweise illegale Aktivitäten der Besetzerszene verhinderten.

Die Zwischennutzung durch FUGE war für die Liegenschaftsverwaltung tatsächlich ein Vorteil. Andererseits bin ich überzeugt davon, dass es uns auch ohne das Projekt FUGE gelungen wäre, eine sinnvolle Zwischennutzung zu organisieren. Meines Erachtens liegt eine Win-win-Situation für beide Seiten vor: Wir haben einen Beitrag an die Realisierung dieses einzigartigen Projekts leisten können. Und die Kunstschaftenden kamen hier zu einer einmaligen Gelegenheit, indem sie in einem Rahmen mitten im Lebensalltag arbeiten konnten, wie er ihnen sonst nicht zur Verfügung steht.

Städtisches Wohnen für wenig Geld

Anstelle der abgebrochenen Siedlung Bernerstrasse baut der Zürcher Architekt Adrian Streich die Wohnsiedlung Werdwies. Von Daniel Kurz.

Was ist eigentlich städtisches Wohnen? Für den Architekten der Werdwies, den Zürcher Adrian Streich, bedeutet es unter anderem: Dichte und Begegnung, soziale Durchmischung, Privatsphäre und gute öffentliche Räume. Sein Entwurf für die neue Wohnsiedlung Werdwies macht aus der Grünau einen Stadtteil mit Idaplatz-für-alle-Qualität. Einen Ort, wo das Velo ebenso zu Hause ist wie der Kinderwagen.

Sieben hohe, achtgeschossige Baukörper von unterschiedlicher Masse definieren die Plätze und Gassen. So entsteht nicht eine klassische Siedlung mit grünem Rasen, sondern ein Quartier, das zur Umgebung hin offen und zugänglich bleibt. Im Parterre der Häuser finden sich nur öffentlich nutzbare Räume: ein Restaurant, Läden, Ateliers, die Kinderkrippe und ein Gemeinschaftsraum. Auch die Waschküchen und Veloabstellräume haben Tageslicht. So kann im Eingangsbereich der Häuser ein reges öffentliches Leben stattfinden.

Alle Treppenhäuser sind natürlich belichtet und liegen zum Teil an der Aussenfassade, in den grösseren Häusern am intimen Treppenhof. In der Wohnung empfängt ein geräumiges Entree die Bewohnerin oder den Besucher. Der grosse Wohn- und Essraum hat Licht von zwei Seiten und öffnet sich zur Loggia, einem eigentlichen Zimmer im Freien. In vielen Fällen lässt sich der Wohnraum je nach Wunsch der Mieterschaft mit Leichtbauwänden unterteilen oder als loftartiger Grossraum bewohnen. Die eigentlichen Schlafzimmer sind zu einer kompakten Gruppe mit eigenem Bad zusammengefasst. Es entsteht so eine Palette von flexiblen Wohnungstypen mit 2- bis 6-Zimmern, die ihre Verwandtschaft mit Bürgerwohnungen um 1900 nicht verleugnen. Alle Wohnungen sind behindertengerecht ausgebaut und sämtliche Bäder rollstuhlgängig. Werdwies bietet also beste Voraussetzungen, um für eine vielfältige Mieterschaft attraktiv zu sein: für Familien, junge und alte MieterInnen, Singles und Paare, Schweizerinnen und Ausländer.

Die kompakte Bauweise und die einfache Grundrissstruktur bringen geringe Baukosten und erstaunlich preiswerte Mieten mit sich: Rund 1600 Franken kostet – so die Kalkulation – die 4-Zimmer-Wohnung von 105 Quadratmetern; das sind etwa 500 bis 700 Franken weniger als vergleichbare Angebote auf dem freien Markt. Ein Teil der Wohnungen wird zudem subventioniert und entsprechend noch billiger erhältlich sein.

Wer FUGE in der alten Siedlung Bernerstrasse besuchte, wird sich an die triste Romantik ihrer Rasenflächen und winzigen Balkonschubladen erinnern. Auch an die kunstvoll ausgeklügelten, für das Wohnen am Existenzminimum konzipierten Grundrisse. Als 1998 die Erneuerung der Siedlung zur Debatte stand, entschied sich die Stadt Zürich zum ersten Mal seit Jahrzehnten für den Abbruch einer so grossen Wohnsiedlung. Denn die Kleinteiligkeit und Billigbauweise der Altbauten hätten bei einer Renovation zu Kosten geführt, die in keinem Verhältnis zum Standard der Siedlung gestanden hätten. Hätte man Altbauwohnungen zusammengelegt, wären sie wesentlich teurer geworden als die jetzt geplanten Neubauwohnungen. Die Zeit bis zum Abbruch wurde genutzt, um für alle Mieterinnen und Mieter neue Wohnungen zu suchen. Während sich die Wohnungen allmählich leerten, entstand Raum für ein spannendes Zwischenspiel: FUGE.

Zusammen mit den ersten Mieterinnen und Mietern wird ab 2006 Kunst am Bau in der neuen Werdwies Einzug halten. «Dropped Sculptures» werden da und dort vorzufinden sein, wie vom Himmel gefallen. Der internationale Wettbewerb für diese künstlerische Intervention ist gegenwärtig in Vorbereitung.

Voraussichtliche Mietzinse in der Werdwies:

	freitragend	subventioniert:
2½ Zimmer	960.–	
3½ Zimmer	1250.– bis 1280.–	
4½ Zimmer	1530.– bis 1610.–	1070.– bis 1130.–
5½ Zimmer	1770.– bis 1900.–	1240.– bis 1330.–
6½ Zimmer	2245.–	

Die Angaben basieren auf einem Hypothekarzins von 3¼ Prozent.
Bauherrschaft: Stadt Zürich – Liegenschaftenverwaltung, Amt für Hochbauten.



Von der Überforderung und Unterforderung der Kunst

Aufgegangen ist das Projekt FUGE für die Behörden der Stadt. Aber ist es auch aufgegangen für die Kunst? Von Gabriela Christen.

Es war einmal ein grünes Land vor den Toren der grossen Stadt, nicht weit vom Fluss gelegen. In der Stadt lebten die Menschen zusammengepfercht in kleinen Wohnungen, mussten das Holz zum Heizen im Keller holen und von Hand waschen. Das wollte die sozial gestimmte Stadt Zürich ändern, indem sie für junge Familien besseren Wohnraum schuf. Auf dem Land vor der Stadt, in der Grünau, erstrahlte ab 1959 die neue Siedlung Bernerstrasse in hellem Weiss. Mit ihren 267 Wohnungen bot sie all jenen Platz, die Kinder, aber weder Auto noch Fernseher besaßen. Ein egalitäres Ansinnen wurde Wirklichkeit. Eine utopische Wohneinheit mit gleichgestellten Menschen war entstanden, und alle lebten glücklich und zufrieden darin, bis sich die Zeiten änderten. Bis die Kinder gross wurden, Drogen konsumierten und in der Siedlung terroristische Zellen einrichteten. Bis die Bernerstrasse von grossen Autobahnen und Umfahrungsstrassen umzingelt war und nicht mehr von Schweizer Familien, sondern von kinderreichen Familien aus der ganzen Welt bewohnt wurde. Inzwischen war aus der weissgrünen Siedlung ein schmutzig-grauer und hundekotbrauner Schandfleck der Stadt geworden.

Und wieder entwickelte die soziale Stadt Zürich eine Vision für einen schöneren Wohnraum mit neuem Namen: Werdwies. «Aufwertung» heisst jetzt, zu Beginn des neuen Jahrtausends, das Zauberwort für die Siedlung, die Menschen aus allen sozialen Schichten Wohnraum zwischen den engen Schluchten ihrer Hausblöcke bieten soll. Werdwies wird für Arme subventionierte Wohnungen anbieten, für Familien Krippen, für Musiker Spezialzimmer, für Migros-Fans den Grossverteiler im Erdgeschoss und für Kunstfreunde ein Projekt mit Kunst-und-Bau von internationalem Rang – eine zeitgenössische Wohnutopie in der Stadt Zürich also.

Doch zwischen diesen beiden Wohnutopien tat sich eine Lücke auf, ein Leerraum. Denn die Menschen der Siedlung Bernerstrasse mussten zuerst wegziehen, Alte aus ihrem langjährigen Lebensumfeld, Junge aus den in der reichen Stadt selten gewordenen günstigen Wohnungen. Es drohte die Gefahr der Verwahrlosung und der Besetzung der leeren Häuser. Diesen Leerraum wollte die Stadt nicht dem Zufall überlassen, und der Verein Pro FUGE sprang in die Lücke. Aus dem unkontrollierbaren Übergang wurde eine «künstlerische Zwischennutzung» oder anders gesagt, die Lücke wurde administrativ und inhaltlich besetzt. Und wer kann solche Lücken besser füllen als die Kunst? Seit den Neunzigerjahren hat die Kunst die heiligen Hallen der Museen und Ausstellungshäuser verlassen und sich mit ihren Aktionen und Dienstleistungen in den Kontext von Stadt, Gesellschaft und Politik eingelassen. Was also lag näher, als Kunstschaffende und Kunst als Joker einzusetzen und den problematischen Übergang zwischen den beiden städtebaulichen Wohnszenarien mit einer künstlerischen Zwischennutzung zu überbrücken? Flugs wurde die Problemzone von Pro FUGE zur «Chance» umdefiniert: «Das Projekt ist eine Chance. Eine Chance für das Grünauquartier und seine BewohnerInnen. (...) Das Projekt ist eine grosse Chance für die Stadt Zürich und seine BewohnerInnen. Das Projekt ist eine Chance für die Kunstschaffenden, die teilnehmen. (...) Für eine kurze Zeitspanne entsteht am Rande dieser Stadt ein grosszügiges Ateliergelände, ein grosses und zugleich intimes Museum, eine Siedlung als Kunstwerk.» (aus: www.stzh.ch/mibuero/werdwies/fuge.htm) Die Kunstschaffenden erwarben sich ihren Anteil an dieser Chance, indem sie sich mit einem ortsspezifischen Projekt für ein Atelier qualifizierten.

Hinter dieser Wortblase einer «Chance für alle» steht nicht mehr und nicht weniger als die alte Heilserwartung an die Kunst, die alles richten soll: Die Stadt wird schöner und der Mensch glücklicher durch die Kunst. Kunst als Droge, die vergessen hilft, dass hier existenzielle Probleme gelöst werden müssen, Kunst, die alle hässlichen Symptome des Übergangs wegzaubert, die blinden, dunklen Scheiben der Wohnungen mit ihren Schöpfungen belebt, soziale Animation betreibt in ihren Projekten mit Kindern und (Noch-)BewohnerInnen der Siedlung an der Bernerstrasse.



Dass die Kunst damit überfordert sein musste, versteht sich von selbst: Wie sollten die KünstlerInnen in der Lage sein, in dieser kurzen Zeit Brücken über ethnische Gräben zu Menschen aus anderen Kulturen zu schlagen? Wie sollten sie aus den heruntergekommenen Häusern ein attraktives Gesamtkunstwerk machen, das den kleinbürgerlichen Mief oder auch den Geruch der Armut in der Siedlung vergessen lässt?

Die Kunst ist in einer Zwischennutzung, wie sie Pro FUGE als Programm für die Siedlung Bernerstrasse formuliert hat, aber auch massiv unterfordert. Die Zeit eines Auftragkünstlertums, das sich in den Dienst der Mächtigen stellt, um Stadtverschönerungsaufgaben nach dem Gusto der Regierenden zu realisieren, ist glücklicherweise vorbei. Wenn sich die Kunst in die Öffentlichkeit begibt, so ist ihre Funktion nicht diejenige der Harmonisierung oder der Ästhetisierung der Welt, sondern diejenige der Störung, des Widerstandes, des Hindernisses. Wolfgang Welsch definiert die Rolle der Kunst im hyperästhetisierten öffentlichen Raum als diejenige eines Ärgernisses, das die hochpolierten Werbeflächen aufbrechen soll (Wolfgang Welsch, *Grenzgänge der Ästhetik*, Ditzingen 1996, pp. 207–209). In einer Welt voller Design-Spezialisten, die alle Facetten des Lebens verschönern, muss sich die Kunst eine neue Aufgabe suchen. Über die rein ästhetische Perspektive hinaus beschreibt Walter Grasskamp die Rolle der Kunst im Stadtraum als eine demokratische: Kunst stört immer. Im durchfunktionalisierten öffentlichen Raum kann die Kunst nur im Wege stehen, die Menschen auf ihren Gängen durch den Stadtraum stören oder die normierten Wahrnehmungsformen enttäuschen und hintertreiben. Ihre Aufgabe besteht nämlich genau darin, Anlass zu Auseinandersetzung und Diskussion zu geben und so durch Störung die Konfliktfähigkeit als Grundtugend der Demokratie zu schulen (Walter Grasskamp, *Invasion aus dem Atelier*. In: *Unerwünschte Monumente, Moderne Kunst im Stadtraum*, München 2000, p. 168).

Macht es also Sinn, die Kunst in das Korsett einer «künstlerischen Zwischennutzung» mit klarer Umschreibung ihrer Aufgaben zu zwingen? Soll man den KünstlerInnen den Bezug zum Quartier und die Mitarbeit an diesem grossen Siedlungs-Gesamtkunstwerk-Museum abverlangen? Das Projekt Pro FUGE hat darauf selber eine eindeutige Antwort gegeben: Es funktioniert nicht, wenn man das tut. Aufgegangen ist Pro FUGE für die Behörden, die sich eine friedliche Abwicklung des Auszuges der Mieterschaft erhofft haben, und für die Kunstschaffenden, die relativ günstigen Atelierraum nutzen konnten. Das «intime Museum» der «Siedlung als Kunstwerk» hingegen ist in weiten Teilen gescheitert. Deutlicher vielleicht sogar, als wenn man auf inhaltliche Auflagen für die Kunstschaffenden verzichtet hätte und den Miet-KünstlerInnen keinen Arbeitszoll abverlangt hätte.

Anstatt den Zugang zu den billigen Ateliertöpfen mit Auflagen und Aufgaben an die Kunst zu reglementieren, sollte man sich in künftigen Projekten mit der Frage nach Anreizen zur Einbindung von Kunstschaffenden beschäftigen. Man hätte beispielsweise das für die neue Siedlung Werdwies geplante Kunst-und-Bau-Projekt im Rahmen einer Zwischennutzung erarbeiten lassen und so neuartige Modelle für die Zusammenarbeit von Kunst und Städtebau entwickeln können, statt einen Wettbewerb mit internationalen Grössen von aussen zu veranstalten. Künftige Projekte von Zwischennutzungen im städtischen Kontext könnten sich so als Laboratorien zur Erprobung von künstlerischen Strategien für den Stadtraum umfunktionieren lassen – ohne dass die Kunst zur Handlangerin in soziokulturellen Projekten degradiert wird.

ausziehen

Von Ruth Schweikert

Er war wie üblich morgens um halb sieben nach Hause gekommen. Die Nacht war ruhig gewesen; zwei problemlose Geburten, zwei Mädchen, beide gesund. Er hatte den Wintermantel an die überfüllte Garderobe gehängt und die Reste vom Vorabend direkt aus dem Kühlschrank gegessen, obwohl er kaum Hunger hatte, Ratatouille und Kartoffelgratin. Draussen war es noch dunkel. Er liebte den behutsamen Übergang von der Nacht in den Tag, wenn die Menschen sich benommen aus dem Schlaf schälten und in den umliegenden Häusern ein Licht nach dem andern anging. Es war still in der Wohnung, Annina und die beiden Kinder schliefen wie fast immer, wenn Marcel Nachtdienst hatte, im grossen Bett, Annina eingequetscht in der Mitte, Teresa links von ihr, die kleinen Hände zu Fäusten geballt, während Elena entspannt auf dem Rücken lag und die ganze rechte Seite in Beschlag nahm. Marcel ging ins Arbeitszimmer, setzte sich an den Schreibtisch und startete den PC. Ohne dass er ihr Hereinkommen bemerkt hatte, stand plötzlich Annina hinter ihm, die schlafende Teresa an die Brust gedrückt wie ein Schutzschild. Alles okay, fragte er. Annina nickte abwesend und starrte an Marcel vorbei auf den Bildschirm, wo die ersten zehn von 122 Suchergebnissen für «Dreizimmerwohnung Stadt Zürich» zu sehen waren. Die meisten Angebote waren unbrauchbar für eine ältere Dame mit einem gewissen Anspruch an Lage und Ausstattung. Annina legte eine Hand auf Marcells linke Schulter und sagte leise: Suchst du dir eine Wohnung, verlässt du uns?

Marcel lachte, sagte Quatsch und schüttelte den Kopf: Ich suche eine Wohnung für Margrit.

Margrit, sagte Annina, du suchst eine Wohnung für die Freundin deines Vaters?

Er hat mich gestern Abend angerufen. Ob du es glaubst oder nicht, er zieht wieder mit meiner Mutter zusammen. In das winzige alte Haus im Oberland, das sie vor vierzig Jahren gekauft haben.

Vor zehn Jahren hatten Marcells Eltern sich getrennt und waren beide nach Zürich gezogen, Erna in eine bescheidene Zweizimmerwohnung unterhalb des Höggerbergs, Otto zusammen mit Margrit in eine Jugendstilwohnung im Kreis 6. Margrit und Otto waren ein perfektes Paar. Rücksichtsvoll im Umgang miteinander und ständig unterwegs, schienen sie ihr Leben als einigermassen gut gestelltes Renterpaar so richtig zu geniessen. War Otto früher äusserst sparsam gewesen, gab er jetzt das Geld mit vollen Händen aus. Die Ankündigung seines Vaters hatte Marcel vollkommen überrascht.

Hat er sich etwa wieder in deine Mutter zurückverliebt, fragte Annina spöttisch.

Darum gehts überhaupt nicht. Meine Mutter spielt kaum eine Rolle. Er behauptet, Margrit habe in bester Absicht einfach alles entschieden. Er habe sich ihr gegenüber nie durchsetzen können. Schon nach drei Monaten sei es ihm klar gewesen, dass er zu schwach sei für eine so tolle, starke Frau. Erst jetzt, wo er weiss, dass er krank ist und nie mehr gesund wird, hat er den Mut aufgebracht, sich von ihr zu trennen. Mit siebenundsiebzig! Er sei es sich selber schuldig, sagt er; ja, er hält es für eine beinahe religiöse Pflicht, auf seine alten Tage seine Geschichte selber zu Ende zu schreiben.

Annina sah Marcells nackte Kopfhaut, wie sie rosig schimmerte unter den kurz geschnittenen, schwarzen Haaren, und sagte ruhig: Ich dachte wirklich, du willst ausziehen.

Marcel stellt den Computer aus und stand auf. Annina war beinahe nackt; sie trug nur ein eng anliegendes, dünnes weisses Unterhemd. Wie Nicole Kidman in Eyes Wide Shut. Sie hatte ein paar graue Haare bekommen, und ihre Brüste waren durch die beiden Schwangerschaften und Stillzeiten schlaffer geworden. Trotzdem war sie in den acht Jahren ihres gemeinsamen Lebens nie schöner gewesen als in letzter Zeit. Sie wirkte schmalere, fragiler und gleichzeitig kraftvoller, als hätte sie Ballast abgeworfen, um an Substanz zu gewinnen.

Ihre Gesichtszüge waren klarer, ohne hart zu wirken, und unter jedem Quadratzentimeter ihrer Haut schienen ständig kleine Leuchtkörper zu explodieren. Marcel hatte ihre Verwandlung mit leiser Verwunderung konstatiert.

Kannst du die kleine Tyrannin da nicht in ihr eigenes Bett legen, sagte er.

Was glaubst du, sagte Annina stattdessen, macht man Liebe, um sich zu betäuben oder um sich lebendig zu fühlen?

Beides, nehme ich an, sagte Marcel irritiert, je nach Situation.

Ich kann nicht mehr essen, sagte Annina, und ich kann nicht mehr schlafen. Es ist traurig und unerträglich. Ich habe mich in jemanden verliebt. Du kennst ihn. Einer unserer Nachbarn, glücklich verheiratet. Ich weiss noch nicht mal, ob verlieben das richtige Wort ist. Er ist nicht halb so gebildet wie du. Nach allen objektiven Kriterien bist du ihm überlegen. Wir schlafen nicht miteinander, obwohl ich es möchte. Ich möchte es so sehr, dass mir schlecht wird, wenn ich nur schon daran denke. Ich möchte mir vor ihm jede Blösse geben. Aber er will es nicht. Er sagt, er habe es in seinem ganzen Leben niemandem erlaubt, seine Sehnsucht nach Absolutheit auf ihn zu übertragen. Seine Weigerung demütigt mich, aber es ist mir egal. Im Gegenteil, es macht mich sogar glücklich, dass er mich so sieht, erniedrigt und wie eine läufige Hündin.

Wer ist es, hörte Marcel sich fragen, André oder Pascal? Oder vielleicht Sebastian?

Was spielt das schon für eine Rolle, sagte Annina.

Draussen vor dem Fenster lag Downtown Switzerland, in die letzten Ausläufer jener Träume versunken, die als dunkle Wunscherfüllung begannen und an jenem Punkt, wo man besser aufwachen sollte, in Albträume kippten, die einem höhnend und böse den Wunsch hinter dem Wunsch vor Augen führten.

Und was willst du jetzt tun, sagte Marcel, vielleicht solltet ihr eine Woche zusammen wegfahren.

Und dann?

Weisst du, was mich am meisten kränkt? Dass wahrscheinlich alle im Haus es wissen und ich die ganze Zeit über nichts gemerkt habe.

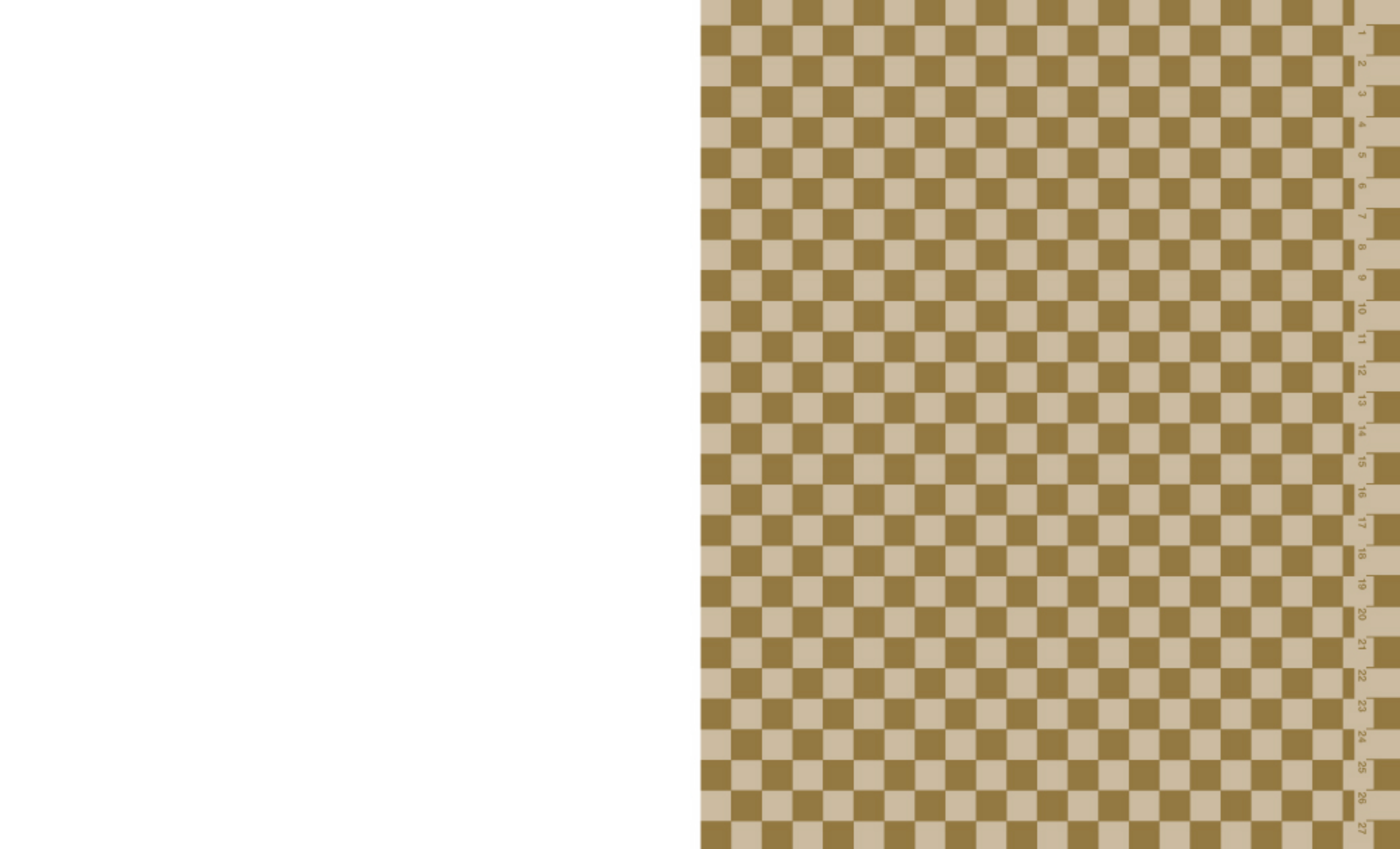
Du hast mich mindestens dreimal gefragt, sagte Annina, ob ich verliebt sei, aber so beiläufig, dass ich dir nie antworten musste.

Dann war Teresa aufgewacht und hatte leise zu weinen begonnen. Annina hatte ihr etwas ins Ohr geflüstert, das Marcel nicht verstand, und sie hatte laut gesagt: Ich mache uns was zum Frühstück, ich glaube, Teresa hat Hunger. Elena wird auch bald aufwachen.

Das war vor knapp zwei Wochen gewesen, am fünfundzwanzigsten Januar. Am siebenundzwanzigsten hatte Elena ihren fünften Geburtstag, und sie hatten ihr ein gelbes Fahrrad mit Stützrädern geschenkt und dazu eine grosse Schachtel mit vielen bunten Legosteinen, mit denen man ein frei stehendes Einfamilienhaus bauen konnte, das zwei Toiletten und eine Badewanne hatte und vier kleine, weisse Betten, eine grasgrüne Gartenplatte und zwei Garagen, aber kein Dach.

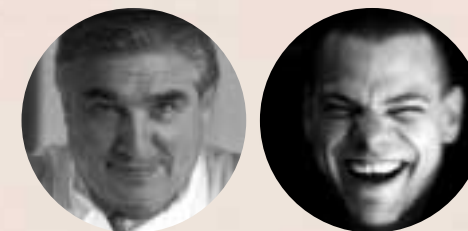
In dieses Haus ziehen wir um, sagte Elena, als sie es im Kinderzimmer aufgebaut hatten, das habt ihr mir versprochen.

Die einzige Lösung, hatte Annina gesagt, ist, dass wir hier ausziehen, und zwar so schnell wie möglich.





JACKY DONATZ, DIMITRI HORTA



CHAMPAGNE
TAITTINGER
Reims

Das Kult-Rezept zum Sammeln Teil 4/4: Die Nachspeise

(Lesezeit: ca. '020)

Pannacotta mit frischen Himbeeren und Himbeermark

Zutaten:

500 g	Vollrahm
2	Blatt Gelatine
35 g	Zucker
650 g	Himbeeren
100 g	Puderzucker
1/2	Zitrone; Saft

Zubereitung:

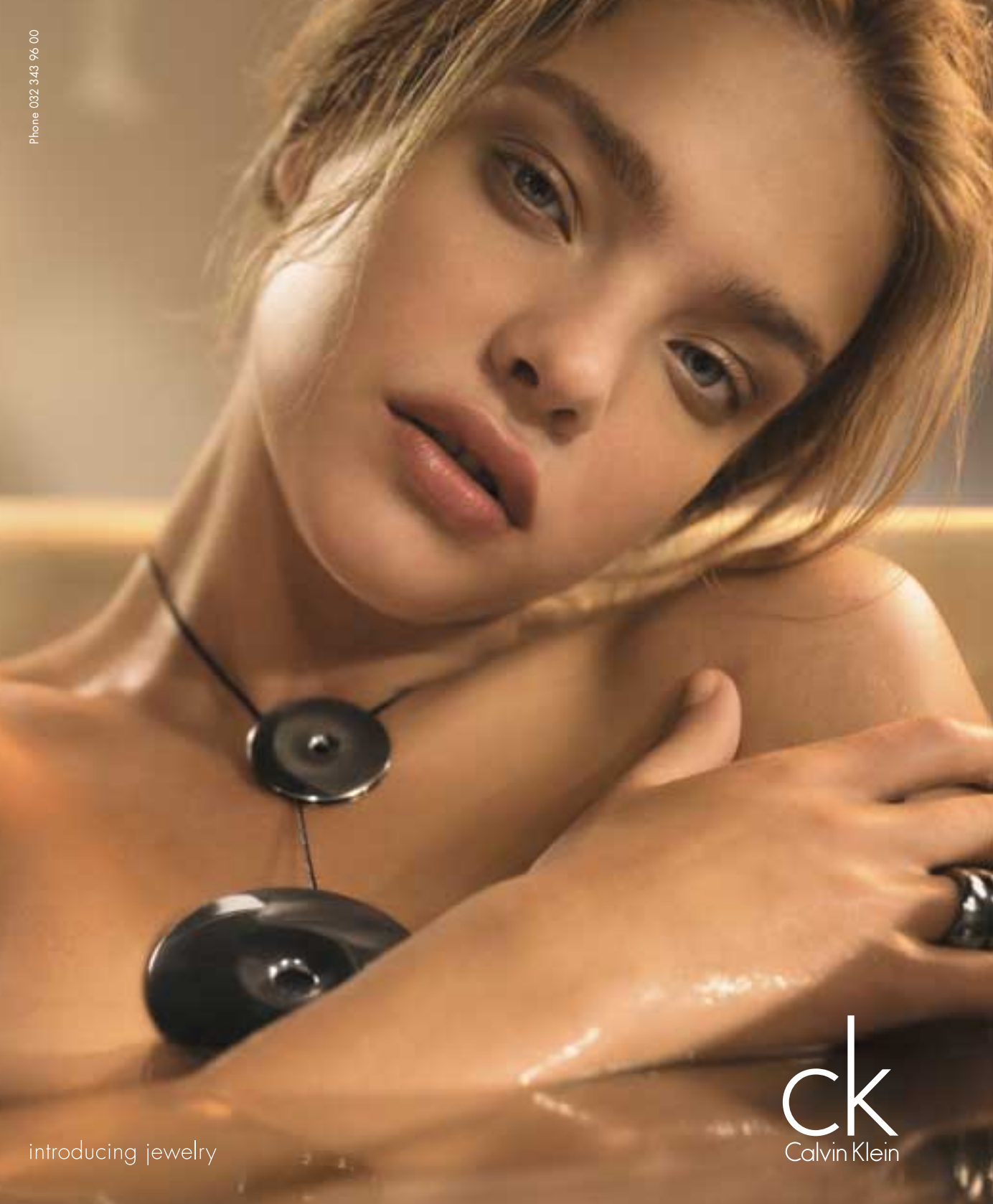
Den Rahm mit dem Zucker aufkochen und fünf Minuten leicht kochen lassen. In der Zwischenzeit die Gelatine in kaltes Wasser legen. Dann gut ausdrücken und in den Rahm geben, nicht mehr kochen lassen!

Die Masse erkalten lassen und kurz vor dem Gelieren in mit kaltem Wasser ausgespülte Förmchen füllen.

Über Nacht im Kühlschrank fest werden lassen. Für die Sauce 500g Himbeeren mit dem Puderzucker und dem Zitronensaft mixen und durch ein Sieb streichen.

Zum Stürzen die Förmchen kurz in heisses Wasser tauchen. Auf Teller stürzen und mit den restlichen Himbeeren und der Sauce ausschmücken.





NADJA SCHILDKNECHT



Drei Fragen

(Lesezeit: ca. 3'48)

1. Welchen Luxus leistest du dir?
2. Was erregt dich am meisten?
3. Was ist dein Lieblingsmotto?

Tim Rice from KEANE, Band, UK

1. I allow myself to eat at fine restaurants with friends, eat good food and drink excellent wine.
2. When a woman is introverted, coy and secretive.
3. I believe that honesty and respect for others is the most important thing to make the world a peaceful place.



ck
Calvin Klein

introducing jewelry

1. Welchen Luxus leistest du dir?
2. Was erregt dich am meisten?
3. Was ist dein Lieblingsmotto?



Jamie Cullum, *Musiker, UK:*

1. Steam rooms and taking pretty girls to expensive restaurants.
2. Beautiful girls with a sense of humour.
3. Find something you like doing and do it for the rest of your life!



Christian Möhr, *Präsident des Verwaltungsrats MCCM MASTER CRUISES, Schweiz*

1. Eine Frage des Massstabes! Ich geniesse bereits Luxus, wenn ich:
 - ein SBB-GA 1. Klasse
 - ein Mountain-Bike, (Abfahrts-) und Langlauf-Skis (und Tennis-Reckets) der «oberen Preisklasse» besitze und oft nutzen kann.
2. Dank weitreichender «innerer Ruhe» inexistent. Hingegen empfinde ich echten Ärger, wenn ich blödsinnige Werbung zu oft in Tele-Spots, Inseraten oder Slogans sehen und/oder überlaute Rock-Musik vor allen Alphütten mitten in den Engadiner-Skipisten anhören (alle IT-Anlagen immer wieder erneuern und trotzdem zu häufige Defekte und «Abstürze» erleiden und jedesmal teuer bezahlen muss.) Resultat: Abkehr von den so angebotenen Artikeln und Diensten.
3. Gesund, fit, «jung» bleiben. Meinungsverschiedenheiten vermeiden; wenn trotzdem vorhanden, offen besprechen und fair und vernünftig lösen; nach dem Leitsatz «give and take»!

1. Welchen Luxus leistest du dir?
2. Was erregt dich am meisten?
3. Was ist dein Lieblingsmotto?

Diana Krall, *Musikerin, USA:*

1. Seeing my friends and family, my husband. Just spending time with the people that I love. Because I travel a lot so that doesn't happen a lot. Especially on holidays.

2. Everything, I would say. A lot of things. And not necessarily have to be the happy things. The best part about my life in the last year is that I've kept inspired, that I've found love in my life, that I'm as inspired about music as I was when I was a 16-year-old kid. And I'm creative, I feel creative. Where when you have a lot of personal changes in your life that are devastating (Krall lost her mother to cancer in 2003), you could feel a bit numb and not inspired. But because I have music as an outlet I can express myself through words and music. And how lucky am I rather than keeping it all in and having a melt-down, you know. I'm pretty lucky that I'm a musician and that making music is such an emotional thing, that basically what it is.

3. I think you can't always prevent what's going to happen to you but you can choose your response. I think that's a pretty good one.



Zucchero, *Musiker, Italien*

1. Nice Party with good friends.
2. Seduction.
3. Music.



1. Welchen Luxus leistest du dir?
2. Was erregt dich am meisten?
3. Was ist dein Lieblingsmotto?



Nadja Nufer, *NUN design delivery, Bali*

1. Ein Haus in den Tropen und mind. zwei Massagen wöchentlich.
2. Lorenzo.
3. Da gibt es zwei. 1. Wer wagt, gewinnt.
2. Geduld ist deine beste Freundin. (Daran arbeite ich noch)



Betty Legler, *Musikerin, D/CH*

1. Nur Projekte zu realisieren, die mich wirklich interessieren.
2. Küssen, Souveränität, Tempo.
3. Wach sein – jeden Moment genießen.

1. Welchen Luxus leistest du dir?
2. Was erregt dich am meisten?
3. Was ist dein Lieblingsmotto?

Verena Greussing, *Marketing & Communications Managerin H&M Schweiz & Italien:*

1. Stundenlang telefonieren, ohne dabei auf die Uhr zu schauen.
2. Shopping, shopping, shopping....
3. Kleider machen Leute.



Anja Sun Suko

1. Meine Arbeit mit der Insel meiner Träume verbinden, um mehrere Monate im Jahr dort zu verbringen....
2. Spanischer Dirty Talk...
3. Was du ausstrahlst, kommt auch zurück...
Und meine Mitte finden, Zufriedenheit und in sich geborgen fühlen....





Die Hot-Spots urbanen Konsumverhaltens

Zürich

01 bar	Könengasse 2 Limmatquai)	8001	Zürich
0815 , Bar	Lintheschergasse 23	8001	Zürich
Art Coiffure Kaiser	Gessnerallee 54	8001	Zürich
Barfüsser , Sushi & Bar	Spitalgasse 14	8001	Zürich
Bellezza , Boutique	Zähringerstrasse 32	8001	Zürich
Blaser Boutique	Pelikanstrasse/Ecke Bahnhofstrasse	8001	Zürich
Casa Smeralda , Möbel und Accessoires	Rennweg 28	8001	Zürich
Comme Les Millionnaires	Bahnhofstrasse 44	8001	Zürich
Companyns , Boutique	Schifflande 26	8001	Zürich
Companyns , Boutique	Usterstrasse 9–11	8001	Zürich
Corazon , Restaurant, Bar	Zähringerstrasse 11	8001	Zürich
Danniel , Coiffure	Limmatquai 82	8001	Zürich
En Vogue , Coiffure	Zähringerstrasse 14	8001	Zürich
Ensoie	Strehlgasse 26	8001	Zürich
Entre Deux AG , Designermode	Waldmannstrasse 8/10	8001	Zürich
Fata Morgana , Schmuck & Objekte	Limmatquai 36	8001	Zürich
Fidelio	Münzplatz 1	8001	Zürich
Fizzen , Second-Hand-Shop	Preyergasse 6	8001	Zürich
Franz Marfurt Lucerne	Münsterhof 9	8001	Zürich
Globus am Bellevue	Theaterstrasse 12	8001	Zürich
Gullé	Widdergasse 8	8001	Zürich
Hiltl , Restaurant	Sihlstrasse 28	8001	Zürich
Kronenhalle , Hotel, Restaurant und Bar	Rämistrasse 4	8001	Zürich
Limmatblick , Bar und Hotel	Limmatquai 136	8001	Zürich
Modelia Men	Schweizergasse 10	8001	Zürich
Movie , Restaurant & Bar	Beatenplatz	8001	Zürich
nat a lot , Boutique, Distribution/Sales	Spitalgasse 8	8001	Zürich
Odeon , Café & Bar	Limmatquai 2	8001	Zürich
Old Fashion Bar	Fraumünsterstrasse 15	8001	Zürich
Orell Füssli Krauthammer , Architektur, Kunst, Design, Fotografie	Marktgasse 12	8001	Zürich
Orell Füssli , Buchhandlung am Bellevue	Theaterstrasse 8	8001	Zürich
Orell Füssli , Buchhandlung Kramhof	Füsslistrasse 4	8001	Zürich
Orell Füssli , The Bookshop	Bahnhofstrasse 70,	8001	Zürich
Paradiesvogel	Rüdenplatz 4	8001	Zürich
Pezzi Pazzi	Kirchgasse 8	8001	Zürich
Philippe Pfeiffer Jewellery	Limmatquai 46	8001	Zürich
Relief	Stüssihofstatt 17	8001	Zürich
Restaurant Terrasse SA	Limmatquai 3	8001	Zürich
Restseller by Orell Füssli	Hauptbahnhof und Bahnhof Stadelhofen	8001	Zürich
Rossi , fashion living accessoires	Rennweg 28	8001	Zürich
Rossi , fashion living accessoires	Torgasse 1	8001	Zürich
Rössli-Bar	Rössligasse 7	8001	Zürich
Scalo , Books & Looks	Weinbergstrasse 22a	8001	Zürich
Schminkbar a part of cinemask	Beatengasse 9	8001	Zürich

Zürich *(Fortsetzung)*

Stefi Talman , Schuhe und Accessoires	Oberdorfstrasse 13	8001	Zürich
Strozzi's - Fraumünster , Restaurant	Fraumünsterstrasse 25	8001	Zürich
Urs Bergmann , Florist	Marktgasse 6	8001	Zürich
VMC , Jeans & Sportsware AG	Rindermarkt 8	8001	Zürich
Vorderer Sternen /Rosaly's	Theaterstrasse 22	8001	Zürich
Weisser Wind , Restaurant und Zunftstube	Oberdorfstrasse 20	8001	Zürich
Wings Airline , Bar Lounge	Limmatquai 54	8001	Zürich
Wüste Bar /Hotel Otter	Oberdorfstrasse 7	8001	Zürich
Charles Aellen Company	Tödistrasse 1	8002	Zürich
Terre des hommes	Köchlstrasse 2	8002	Zürich
Worlds End , Tattoo + Piercing	Steinstrasse 50	8003	Zürich
Amok , Männermode	Ankerstrasse 61	8004	Zürich
Anja Sun Suko , Fashion	Zeughausstrasse 67	8004	Zürich
Asphalt , Urban Footwear GmbH	Bäckerstrasse 58	8004	Zürich
Casa del Vino	Sihlfeldstrasse 130	8004	Zürich
Indiana Lee , Underware	Zwinglistrasse 40	8004	Zürich
Hannibal	St. Jakobstrasse 39	8004	Zürich
Index , Saftbar und Modeshop	Zwinglistrasse 40	8004	Zürich
Ultra Images , Postproduction Agency	Ernastrasse 20	8004	Zürich
Blumenhalle	Heinrichstrasse 237	8005	Zürich
Boomtown , let the Games begin	Heinrichstrasse 241	8005	Zürich
einzigart plattform für design , Möbel und Accessoires	Josefstrasse 36	8005	Zürich
Josef , Restaurant	Gasometerstrasse 24	8005	Zürich
Labor Bar , Lounge/ Club	Schiffbaustrasse 3	8005	Zürich
Moods , Jazzclub	Schiffbaustrasse 6	8005	Zürich
Schauspielhaus im Schiffsbau	Schiffbaustrasse 4	8005	Zürich
Sphères , Bar, Buch und Bühne	Hardturmstrasse 66	8005	Zürich
The Gloss , Fashion Store	Hardstrasse 312	8005	Zürich
Leihfilm , DVD, VHS, Speis und Trank	Rotbuchstrasse 16	8006	Zürich
Movie Art GmbH , Filmplakate & Musik	Walchestrasse 17	8006	Zürich
Blow	Falkenstrasse 4	8008	Zürich
Bruno e Moritz , Herrenausstatter, Kreuzplatz	Kreuzbühlstrasse 42	8008	Zürich
Déjà-Vu Second Hand	Zollikerstrasse 4	8008	Zürich
Drinx Bar	Dufourstrasse 24	8008	Zürich
En Vogue , Coiffure	Seefeldstrasse 69	8008	Zürich
Foodplanet /Eat in, take out, Bar & Lounge	Seefeldstrasse 214	8008	Zürich
Ginger – More than Sushi	Seefeldstrasse 62	8008	Zürich
Ginger , Store	Seefeldstrasse 60	8008	Zürich
Iroquois , Bar & Restaurant	Seefeldstrasse 120	8008	Zürich
Müller's Studio , das Theater in der Mühle Tiefenbrunnen	Seefeldstrasse 225	8008	Zürich
Qualignos , Restaurant	Dufourstrasse 4	8008	Zürich
Roots , Hairstylers Consulting	Zollikerstrasse 4	8008	Zürich
Sorell , Hotel Seefeld	Seefeldstrasse 63	8008	Zürich
Surfn Board Wear Kahoona	Seefeldstrasse 115	8008	Zürich
Tibits , Restaurant	Seefeldstrasse 2	8008	Zürich
Totó , Bar & Ristorante, Höschgass Gastro AG	Seefeldstrasse 124	8008	Zürich
Tres Kilos , Restaurant	Dufourstrasse 175	8008	Zürich
Unic	Seefeldstrasse 212	8008	Zürich
Yooji's Sushi Bar	Seefeldstrasse 115	8008	Zürich
Zoe	Florastrasse 32	8008	Zürich
Universal Music GmbH	Hardturmstrasse 130	8021	Zürich
En Vogue , Coiffure	Bahnhofstrasse 35	8022	Zürich
Abraxas Intérieur	Hegibachstrasse 112	8032	Zürich
Bohemia , Bar & Restaurant	Klosbachstrasse 2	8032	Zürich
da noi Berner	Hottingerstrasse 27	8032	Zürich
Schauspielhaus	Zeltweg 5	8032	Zürich
Schauspielhaus am Pfauen	Rämistrasse 34	8032	Zürich
Sonnenberg , Restaurant Club Garten	Hitzigweg 15	8032	Zürich
Zeit Zone Zürich , Uhrmacher Juwelier	Kreuzplatz 2	8032	Zürich
Fattoria Blu , Café, Bar und Delikatessen	Seestrasse 455a	8038	Zürich
Kamm & Kamm , Fashion Company	Seestrasse 133	8038	Zürich
Seerose , Restaurant	Seestrasse 493	8038	Zürich
Shinsen Sushi	Staffelstrasse 10	8045	Zürich
EuroRSCG , Werbeagentur BSW	Gutstrasse 73	8055	Zürich
Art of Living , Möbel und Accessoires	Seestrasse 51	8702	Zollikon

Winterthur

además	Garnmarkt 1	8400	Winterthur
Alltag , Café und Bar	Unterer Graben 25	8400	Winterthur
American Drugstore , Jeans & Trends	Untertor 6	8400	Winterthur
Blumen Müller	Rail City	8400	Winterthur
Blumen Müller	Wartstrasse 31	8400	Winterthur
Cappuccino , Café & Bar	Obergasse 14	8400	Winterthur
Carolina Rufener , Antiquariat	Steinberggasse 21	8400	Winterthur
Coal mine , Coffee & Bar	Turnstrasse	8400	Winterthur
Fumetto , Café-Lounge-Bar	Obergasse 15	8400	Winterthur
gsfood , Sporternährung	Wartstrasse 6	8400	Winterthur
George Museumsbistro	Grünenstrasse 45	8400	Winterthur
Hablützel , Edles aus Leder	Stadthausstrasse 121	8400	Winterthur
Kafisatz , Bar, Presse, Café	Spitalgasse 1	8400	Winterthur
Latini , Restaurant	Marktgasse 44	8400	Winterthur
Le Cadre , Vergolden, Einrahmen und Restaurieren	Steinberggasse 61	8400	Winterthur
Mundwiler , Juwelen & Uhren	Kasinostrasse 3	8400	Winterthur
Musik Hug	Marktgasse/Schmidgasse 1	8400	Winterthur
Musikbox	Marktgasse 56/58	8400	Winterthur
National , Restaurant	Stadthausstrasse 24	8400	Winterthur
Orell Füssli , Buchhandlung	Marktgasse 3	8400	Winterthur
Scherrer , Wohn-Objekt-Büro-Design	Mühlestrasse 10	8400	Winterthur
Spirit , Café-Bar	Steinberggasse 2	8400	Winterthur
Tibits , Restaurant	Oberer Graben 48	8400	Winterthur
tomtom – Sushi-Bar & Galerie	Metzgasse 10	8400	Winterthur
Total Sport	Bleichstrasse 32	8400	Winterthur
Tuchreform , Textile Kultur	Obere Kirchgasse 8	8400	Winterthur
Verdieri Eywear	Neumarkt 15	8400	Winterthur
Vinoversum A. Gatti AG	Pionierstrasse 10	8400	Winterthur
www.cede.ch	Mattenbachstrasse 8	8400	Winterthur
Büro Schoch AG	Zürcherstrasse 21	8401	Winterthur
Loge , Hotel & Restaurant	Oberer Graben 6	8402	Winterthur
Rathaus Apotheke , Dr. Otto Lutz AG	Graben 35	8402	Winterthur

St.Gallen

Atrium , Ristorante	Schützengasse	9000	St.Gallen
Baettig , Parfumerie – Intercoiffure	Multergasse 2	9000	St.Gallen
Baracca , Bar	Teufenerstrasse 2/4	9000	St.Gallen
Beach-Mountain , Boutique	Bankgasse 9	9000	St.Gallen
Benedikt , Restaurant	Bankgasse 12	9000	St.Gallen
Beryl , Coiffure	Kugelgasse 8	9000	St.Gallen
BRO Records AG	Neugasse 48	9000	St.Gallen
Companies , Boutique	Marktgasse 21	9000	St.Gallen
Intercoiffure Carlo	Oberer Graben 26	9000	St.Gallen
Intercoiffure Herbert	Oberer Graben 12	9000	St.Gallen
La Locanda di San Gallo AG	Bankgasse 4	9000	St.Gallen
Netts Schützengarten	St. Jakobstrasse 35	9000	St.Gallen
Neugasse , Café	Neugasse 36	9000	St.Gallen
Süd, Café-Bar	Oberer Graben 3	9000	St.Gallen
Sushi – Bar Wasabi	Engelgasse 15	9000	St.Gallen
Union , Café-Bar	Marktplatz 25	9000	St.Gallen
Walhalla & Terminus , Hotel	Bahnhofplatz	9001	St.Gallen

Basel

Café des Arts , Bar	Barfüsserplatz	4001	Basel
Companies , Boutique	Marktplatz 11	4001	Basel
Fumare , Bar Carmen Bregy	Gerbergasse 30	4001	Basel
Il Caffè , Bar	Falknerstrasse 24	4001	Basel
Il Caffè , Bar	Schifflande 5	4001	Basel
Jäggi , Bücher	Freie Strasse 32	4001	Basel
Non fumare , Bar	Gerbergasse 30	4001	Basel
Unternehmen Mitte , Restaurant	Gerbergasse 30	4001	Basel
West Side , Fashion Store	Gerbergässlein 5	4001	Basel
mrg communications ag	Steinentorstrasse 19	4010	Basel
Angry Monk , Bar & Lounge	unter dem Tinguely Brunnen	4051	Basel
Arté Wallhof , Coiffeur	Wallstrasse 14	4051	Basel
Atlantis , Restaurant, Bar	Klosterberg 13	4051	Basel
Baragraph 4 , Bar	Petersgasse 4	4051	Basel

Basel *(Fortsetzung)*

Birseckerhof , Restaurant	Binningerstrasse 15	4051	Basel
Coiffureartteam	Spalenberg 2	4051	Basel
Erfolg , Boutique	Spalenberg 36	4051	Basel
Fizzen , Boutique	Münzgasse 3	4051	Basel
Haarem , Coiffeur	Elisabethenstrasse 39	4051	Basel
Hairstyling Nafi , Coiffeur	Rittergasse 33	4051	Basel
Hauptsache , Coiffeur	Petersgasse 32	4051	Basel
Nuovo Bar	Binningerstrasse 15	4051	Basel
Restseller by Orell Füssli	Passerelle Rail City	4051	Basel
Rio-Bar	Barfüsserplatz 12	4051	Basel
Roxy	Rümelinsplatz 5	4051	Basel
Triebwerk Event AG	Wallstrasse 12	4051	Basel
Zooloose , Fashion Store	Theaterstrasse 10	4051	Basel
Zooloose , Shoes	Theatergässlein 15	4051	Basel
Eo Ipso , Restaurant & Bar	Dornacherstrasse 192	4053	Basel
WOXX , Möbelgeschäft	Dornacherstrasse 101	4053	Basel
Cargo , Bar	St. Johanns-Rheinweg 46	4056	Basel
Alpenblick , Bar	Klybeckstrasse 29	4057	Basel
Kabar , Bar	Klybeckstrasse 1B	4057	Basel
Kaserne , Restaurant	Klybeckstrasse 1B	4057	Basel
Konkurrenz , Boutique	Feldbergstrasse 40	4057	Basel
Parterre , Restaurant	Klybeckstrasse 1b	4057	Basel
Valentino's Place , Restaurant	Kandererstrasse 35	4057	Basel
Bar Rouge	Messeplatz 10	4058	Basel
Erlkönig , Restaurant, Bar	Erlenstrasse 21 - 23	4058	Basel
Grenzwert , Bar & Lounge	Rheingasse 3	4058	Basel
Haarzimmer	Kasernenstrasse 34	4058	Basel
Kiosk 18 , CH-Fashion, Design + Accessoires	Kasernenstrasse 34	4058	Basel
Lilys - Maxim's Bar	Rebgasse 1	4058	Basel

Luzern

Hemp'n Grow Shop	Zürichstrasse 79	6000	Luzern
Paranoia	Stadthofstrasse 9	6000	Luzern
Penthouse , Hotel Astoria	Pilatusstrasse 29	6000	Luzern
Pier 42 , Boutique	Kappellgasse 14	6000	Luzern
Relax & Company	Schwanenplatz 6	6000	Luzern
Orell Füssli Raeber , Bücher & Medien	Frankenstrasse 7–9	6002	Luzern
The Gloss , Boutique	Kramgasse 7	6002	Luzern
Bellini , Restaurant	Morgartenstrasse 13	6003	Luzern
Borromini , Restaurant, Café	Pilatusstrasse 2	6003	Luzern
Claudia Krebser , Boutique	Kauffmannweg 12	6003	Luzern
Companies , Boutique	Reusssteg 3	6003	Luzern
Doodah	Töpferstrasse 3	6003	Luzern
Drei Könige , Hotel	Klosterstrasse 10	6003	Luzern
Hairdesigner , Kurt Lütolf	Hofstrasse 3a	6003	Luzern
Hirschmatt Buchhandlung	Hirschmattstrasse 26	6003	Luzern
Kaiten , Sushi Bar	Kauffmannweg 16	6003	Luzern
McStore , Damen-Accessoires	Hirschmattstrasse 50	6003	Luzern
Meridiani , Café, Bar	Klosterstrasse 12	6003	Luzern
Shine , Bar-Lounge-Café	Sempacherstrasse 16	6003	Luzern
Stromboli , Café Bar	Kauffmannweg 20	6003	Luzern
Woodstock	Zürichstrasse 69	6003	Luzern
Alibaba , secondhand Fashion	Löwengraben	6004	Luzern
DJ Corner	Zürichstrasse 49	6004	Luzern
Fizzen	Löwengraben 15	6004	Luzern
H 47	Eisengasse 14	6004	Luzern
Kaiten the fine japanese cuisine	Zürichstrasse 46	6004	Luzern
Mixage	Kapellgasse	6004	Luzern
Movie , Restaurant	Metzgerrainle 9	6004	Luzern
Rolls Reuss , Boutique	Unter der Egg 10	6004	Luzern
Speed Company	Friedenstrasse	6004	Luzern
Waikiki	Zürichstrasse 49	6004	Luzern
World of Jeans , Fashion	Kornmarkt 10	6004	Luzern
Zur Reuss	Rathausquai 7	6004	Luzern
Boa , Kulturzentrum	Geissensteinring 41	6005	Luzern
Bourbaki , Bar-Restaurant	Löwenplatz 11	6006	Luzern
Duga	Zürichstrasse 66	6006	Luzern

Bern

Adriano's Bar & Café
Absolut Joy, Trend Store
Art Café
Bauchhändling Stauffacher
 Casalucci's, Fashion Boutique
Center Point
Chop Records
Coiff Your Success
Company's, Fashion Boutique
Déjà Vu, Trendstore Secondhand
Dina's Haircut
Fizzen, Secondhand Fashion
Four Twenty
Fugu Gastro GmbH
Jäggi Bücher
K8, Bar
Kitchener Sporting Goods
Kitchener, Fashion Boutique
Kornhauscafé
Levi's Store
Lorenzini AG, Du Théâtre & Lorenzini
Medusa Hairdressers
Olmo, Shoes
Olmo, Trend Store
Propeller, Café Bar-Club
Schminkbar à part of cinemask
Starbrush, Hairdressers
Swell, Surf Shop
Teo Jakob
Tibits, Restaurant
Uhrschalen, Uhr-Kultur und Kult-Uhren
Vogue Coiffeur
Vogue Hairstyling

Theaterplatz 2	3011	Bern
Amtshausgasse 7	3001	Bern
Gurtengasse 6	3011	Bern
im Bahnhof	3011	Bern
Marktgasse 9	3011	Bern
Theaterplatz 4	3011	Bern
Waisenhausplatz 21	3011	Bern
Marktgasse 35	3011	Bern
Marktgasse 4	3011	Bern
Ryffligässchen	3011	Bern
Theaterplatz 4	3011	Bern
Bollwerk 17	3011	Bern
Gerechtigkeitsgasse 39	3011	Bern
Gerechtigkeitsgasse 16	3011	Bern
Spitalgasse 47/51	3011	Bern
Kramgasse 8	3011	Bern
Aarbergergasse 40	3011	Bern
Aarbergergasse 40	3011	Bern
Kornhausplatz 18	3011	Bern
Von-Werdt-Passage 5	3011	Bern
Hotelgasse 10	3011	Bern
Hotelgasse 8	3011	Bern
Zeughausgasse 14	3011	Bern
Zeughausgasse 20	3011	Bern
Arbergergasse 30	3011	Bern
Marktgasse 19	3011	Bern
Kornhausplatz 7	3011	Bern
Theaterplatz 4	3011	Bern
Gerechtigkeitsgasse 36	3011	Bern
Bahnhofplatz 10	3011	Bern
Kramgasse 19	3011	Bern
Speichergasse 5	3011	Bern
Neuengasse 7	3011	Bern

Baden

Cutting Edge	Gordulaplatz 6	5400	Baden
---------------------	----------------	------	-------

Chur

Arboreus Galerie Reichsgasse 48 7000 Chur

Schaffhausen

Jäggi Bücher Vordergasse 77 8200 Schaffhausen

Thun

Jäggi Bücher im Bälliz 60 3600 Thun

Zug

Company's , Boutique	Bahnhofstrasse 2	6300 Zug
-----------------------------	------------------	----------

Apotheken, Drogerien und Parfümerien Schweiz

Aela da Fans	Sannaunerstrasse 1	7560	Martina
Apotheke Ameisen	Madenaunerstrasse 10	9230	Flawil
Apotheka Engiadinaisa	Chasa Piscoc	7550	Sculol
Apotheke Bubendorf	Gewerbestrasse 1	4416	Bubendorf
Apotheke Drogerie Illuster	Zürichstrasse 14	8610	Uster
Apotheke Herti Zentrum	Hertizentrum 10	6300	Zug
Apotheke Roseg	Via Maistra 85	7504	Pontresina
Apotheke Streuli & Co	Städtchen 5	8730	Uznach
Artho AG Drogerie PA	Rosengartenstrasse 10	8706	Meilen
Bahnhof Apotheke	Bahnhofplatz 15	8023	Zürich
Bahnhof Apotheke	Marktgasse 1	3550	Langnau i. Emmental
BAHNHOF-Apotheke, Dr. Vogt AG	Bahnhofstrasse 11	4242	Laufen
Bruno Rüegg	Bandwiesstrasse 7	8630	Rüti
Central-Apotheke	Centralbahnplatz 13	4051	Basel
City Apotheke Drogerie	Bahnhofplatz 7	5200	Brugg
Drogama AG	Birmensdorferstrasse 320	8055	Zürich
Drogerie/Parfümerie P. Stebler	City Shop	7001	Chur
Drogerie Aeberhard	Baslerstrasse 11	5330	Zurzach
Drogerie Anrig AG	Forchstrasse 26	8032	Zürich
Drogerie Birrfeld	Flachsacherstrasse 15	5242	Lupfig
Drogerie Duttweiler	Zentrum Neumarkt	8050	Zürich
Drogerie Hirsig	Gothardstrasse 19	8800	Thalwil
Drogerie Müller	Dorfstrasse 13	5040	Schöftland
Drogerie Müri	Säntispark	9030	Abtwil
Drogerie Bieren & Co	Forchstrasse 143	8132	Egg
Drogerie Ritzmann	Dorfstrasse 65	8126	Zumikon
Drogerie Speillmann	Bahnhofstrasse 17	8157	Dielsdorf
Drogerie Tanner	Neugasse 15	9400	Rorschach
Drogerie Trümpp	Bahnhofstrasse 28	8307	Effretikon
Drogerie Trümpp	Laufenbachstr. 12	8625	Gossau
Drogerie Weiss	Obere Bahnhofstrasse 28	9500	Wil SG
Drogerie Wiedmer	Oberdorfstrasse 6A	8708	Männedorf
Drogerie Winkler	Dorfplatz 3	8810	Horgen
Drogerie zum Rathaus	Rathausstrasse 42	4410	Liestal
Drogerie zur Post	Hauptstrasse 1	4143	Dornach
Drogerie Duttweiler	Im Zentrum	8105	Regensdorf
Flüela Apotheke	Bahnhofstrasse 1	7620	Davos Dorf
Gebr. Loeb AG	Spitalgasse 47-57	3001	Bern
Hammer Drogerie	Ringstrasse 50	4600	Olten
Import Parfümerie	Turbinenstr. 24	8037	Zürich
Impuls Drogerie Lampert	Metro-Shop	5401	Baden
Impuls Drogerie Metzger	Albisstrasse 48	8038	Zürich
Impuls Drogerie Schneeberger	Center am Bachweg	4144	Arlesheim
Impuls Drogerie Schuler	Zentrum Volketswil	8604	Volketswil
Innoval-Apotheke	Alter Postplatz 2	6370	Stans
International Airport Pharmacy	Transit B	8058	Zürich-Flughafen
Jelmoli SA	Seidengasse 1	8001	Zürich
Modehaus Pfauen	Freie Strasse 75	4001	Basel
Montana-Apotheke	Oberseeplatz	7050	Arosa
Nägeli Apotheke GaleniCare AG	Favrestrasse 6	9016	St. Gallen
Parfümerie Alpstein	Neugasse 12	9004	St. Gallen
Parfümerie Françoise	Centralhof	9500	Wil SG
Parfümerie International	Höhenweg 11	3800	Interlaken
Parfümerie Mäder AG	Freie Strasse 101	4001	Basel
Parfümerie Neumarkt	St. Leonhardstrasse 39	9000	St. Gallen
Parfümerie Ritter	Vordergasse 65	8200	Schaffhausen
Parfümerie Scandal	Zentralstrasse 2	8610	Uster
Parfümerie Schütz	Goldgasse 8	4500	Solothurn
Parfümerie Spiess AG	Spitalgasse 27	3000	Bern 7
Parfümerie Stefani	Hauptgasse 19	9050	Appenzell
Parfümerie Villiger	Falknerstrasse 13	4001	Basel
Parfümerie Wysz	Theaterstr. 10	8001	Zürich
Schloss Parfümerie	Aeulestrasse 60	9490	Vaduz FL
Sonnen-Drogerie Refo	St. Gallerstrasse 22	9201	Gossau
Tösstal-Apotheke	Dorfstrasse 42	8494	Bauma
Vereina Apotheke	Landstrasse 177	7250	Klosters
Wernle-Finsler-Cosmetics AG	Kapellplatz 9	6004	Luzern
Parfümerie Kramer	Kapellplatz 9	6004	Luzern
Zentral-Apotheke Wernle AG	Zugerstrasse 2	8820	Wädenswil

Hamburg

Andy Laatz, Zahnarzt
Aplanat, Galerie für Fotografie
Aurim, Schmuck
Bar Rossi
Bar Tabac, Bar, Restaurant
Bedford Café, Café Bar
Betty Ford, Club
Box Hair, Friseur
Casino auf Kampnagel, Restaurant
Chickiller, Fashion
China Lounge, Club
Cuccinarina, alles für die Küche
Die Wäscherei, das etwas andere Möbelhaus
Die Welt ist schön, Bar Neuer
Dom, Wohnen & Wohnaccessoires
D'Oor, Schuhe, Schmuck, Fashion, Antiquitäten
Double Eight, Fashion
Elbe 76, Bar, Restaurant
Fit For Fun, Restaurant
Fitness Company, Fitnessstudio
Galerie Rose, Galerie
Goldfisch, Bar Restaurant
Grey cc, Werbeagentur
Gum-Club, Club
Hai Q, Surf & Snowboard Fashion
Jung von Matt, Werbeagentur
Kabana Bar
Kaifu Lodge, Fitnessstudio
Kaufrausch, Shop in Shop
Literaturhaus Café, Restaurant
Louisa, Modelagentur
M4, Modelagentur
Mandalay, Bar
Meridian Spa, Fitness & Spa
Miami Ad School
Nil, Restaurant
Okay-Models, Modelagentur
Phillip & Keutnje, Werbeagentur
Promod, Modelagentur
R & B, Bar Restaurant
Raw Like Sushi, Restaurant
Saal II, Café Bar
Sautter & Lackmann, Buchhandlung
Springer & Jacobi, Werbeagentur
Studio Funk, Tonstudio Eimsbüttler
Tate, Fashion
Team Sebastian Stoldt, Massage
Tempel, Fashion & Wohnaccessoires
Vasata Schröder, Werbeagentur
Vienna, Restaurant
Zum Goldenen Hirschen, Werbeagentur

Kümmellstraße 1
 Lippmanstraße 69
 Hegestraße 52
 Max-Brauer-Allee 279
 Große Bleichen 21
 Schulterblatt 72
 Große Freiheit 6
 Schanzenstraße 63
 Jarrestraße 20
 Bartelstraße 26
 Nobistor 14
 Ludwigstraße 12
 Jarrestraße 58
 Pferdemarkt 4
 Große Bleichen 34
 Eppendorfer Baum 6
 Jungfernstieg 51
 Bismarkstraße 60
 Milchstraße 1
 Rödingsmarkt 9
 Großer Burstah 36
 Isekaï 1
 Domstraße 17
 Hamburger Berg
 Hegestraße 27
 Glashüttenstraße 38
 Beim Grünen Jäger 24
 Bundesstraße 107
 Isestraße 74
 Schwanenwik 38
 Feldbrunnenstraße 24
 Rothenbaumchaussee 79
 Pferdemarkt
 Quickbornstraße 26
 Finkenau 35
 Neuer Pferdemarkt 5
 Ost-West-Straße 63
 Brunnhofstraße 2
 Sierichstraße 93
 Weidenallee 20
 Grindellallee 134
 Schulterblatt
 Admiralitätsstraße 71
 Poststraße 14 – 16
 Chaussee 69
 Gänsemarkt 24
 Hansastraße 1
 Neuer Wall 64
 Stresemannstraße 29
 Fettstraße 2
 An der Alster 85

20249 Hamburg
22769 Hamburg
20251 Hamburg
22769 Hamburg
20354 Hamburg
20357 Hamburg
22767 Hamburg
20357 Hamburg
22303 Hamburg
20357 Hamburg
22767 Hamburg
20357 Hamburg
22303 Hamburg
20359 Hamburg
20354 Hamburg
20249 Hamburg
20354 Hamburg
20259 Hamburg
20148 Hamburg
20459 Hamburg
20457 Hamburg
20249 Hamburg
20095 Hamburg
20253 Hamburg
20249 Hamburg
20357 Hamburg
20359 Hamburg
20144 Hamburg
20149 Hamburg
22087 Hamburg
20148 Hamburg
20148 Hamburg
20253 Hamburg
20253 Hamburg
22081 Hamburg
20359 Hamburg
20457 Hamburg
22767 Hamburg
22299 Hamburg
20357 Hamburg
20146 Hamburg
20357 Hamburg
20459 Hamburg
20354 Hamburg
20259 Hamburg
20354 Hamburg
20149 Hamburg
20354 Hamburg
22769 Hamburg
20357 Hamburg
20099 Hamburg

Berlin

Café Schönbrunn
 Universal
 BaxPax
 Bergmann
 Colours
 Eisenwaren (die fabrik)
 ESMOD
 Iselifotografen
 Luccico
 Mai Thai Imbiss
 Ministry of Sound
 Morena
 MTV
 Pagode
 Scratch Records
 Studio Funk
 VCC Perfect Pictures
 Videodrom
 adidas
 Annachron
 Ayfer
 Bergstüb'l
 Brille 54
 Buttenheim
 Coration
 Dermot O'Dyna
 DNS Record
 Flex
 Galao
 Herr Grabowski
 Hotel
 Labor Pixel Grain
 Luccico
 Mägde & Knechte
 Mitte's Backpacker
 Rossi Design Ltd.
 Scholz & Friends
 Strandbad-Mitte
 The Circus
 To Die For Fashion
 Trainer
 Vokuhila
 Vorort
 Coration
 Eisdieler
 Furniture
 Haareszeiten
 M.E.C.H.
 Notaufnahme
 Schwarzsauer

Am Schwanenteich	
Stralauer Allee 1	10245
Skaltitzerstraße 104	10997
Bergmannstraße 2	10961
Bergmannstraße 102	10961
Schlesische Straße 18	10997
Schlesische Straße 29/30	10997
Tempelhofer Ufer 10	10963
Bergmannstraße 8	10961
Zossenerstraße 13	10961
Pfuhlstraße 5	10997
Wienerstraße 60	10999
Pfuhlstraße 5	10997
Bergmannstraße 88	10961
Zossenerstraße 31	10961
Skaltitzerstraße 104	10997
Skaltitzerstraße 104	10997
Mittenwalderstraße 11	10961
Münzstraße 13-15	10178
Torstraße 93	10119
Neue Schönhäuserstraße 15	10178
Veteranenstraße 25	10119
Rosenthalerstraße 36	10119
Neue Schönhäuserstraße15	10178
Alte Schönhäuserstraße	10119
Torstraße 147	10119
Alte Schönhäuserstraße 39	10119
Neue Schönhäuserstraße 2	10178
Weinbergsweg 8	10119
Veteranenstraße 27	10119
Oranienburgerstraße 8	10178
Alte Schönhäuserstraße 9	10119
Neue Schönhäuserstraße18	10178
Alte Schönhäuserstraße 14	10119
Chausseestraße 102	10115
Alte Schönhäuserstraße 29	10119
Schwarzkopfsstraße	10115
Kleine Hamburgerstraße 16	10117
Weinbergsweg 1a	10119
Neue Schönhäuserstraße10	10178
Alte Schönhäuserstraße 50	10119
Kastanienallee 16	10435
Alte Schönhäuserstraße	10119
Kastanienallee 14	10435
Kastanienallee 12	10435
Sredzkistraße 22	10435
Oderbergerstraße 7	10435
Schönhäuser Allee 129	10435
Kastanienallee 29	10435
Kastanienallee 13	10435

Berlin/Friedrichshain
Berlin/Friedrichshain
Berlin/Kreuzberg
Berlin/Kreuzberg
Berlin/Kreuzberg
Berlin/Kreuzberg
Berlin/Kreuzberg
Berlin/Kreuzberg
Berlin/Kreuzberg
Berlin/Kreuzberg
Berlin/Kreuzberg
Berlin/Kreuzberg
Berlin/Kreuzberg
Berlin/Kreuzberg
Berlin/Kreuzberg
Berlin/Kreuzberg
Berlin/Mitte
Berlin/Mitte
Berlin/Mitte
Berlin/Mitte
Berlin/Mitte
Berlin/Mitte
Berlin/Mitte
Berlin/Mitte
Berlin/Mitte
Berlin/Mitte
Berlin/Mitte
Berlin/Mitte
Berlin/Mitte
Berlin/Mitte
Berlin/Mitte
Berlin/Mitte
Berlin/Mitte
Berlin/Mitte
Berlin/Prenzlberg
Berlin/Prenzlberg
Berlin/Prenzlberg
Berlin/Prenzlberg
Berlin/Prenzlberg
Berlin/Prenzlberg



Informazioni: +39 051 50524 2020-3, www.rene-lezard.com

RENÉ LEZARD